Münster.1933.№/ Phil. Diss.

Pädagogik

Beiträge zum Studium der Vorgänge autodidaktischen Lernens.

Inaugural-Dissertation zur Erlangung der philosophischen Doktorwürde der Philosophischen und Naturwissenschaftlichen Fakultät der Westfälischen Wilhelms-Universität zu Münster in Westfalen.

Vorgelegt von

Peter Abels

aus St. Tönis b. Krefeld.

Tag der mündlichen Prüfung: 17. März 1933.

Dekan: Herr Prof. Dr. Ley.
Referent: Herr Prof. Dr. W. Kabitz.

Druck: Buchdruckerei Michel, Berlin NW 7, Marienstr. 11

R. UNIV.
BIBLIOTHEEK
LEIDEN

Meinen lieben Eltern

Inhaltsübersicht

I. Asmus Jakob Carstens 7
Quellen 7
Carstens Entwicklungsgang bis 1770 9
Carstens in Eckernförde und Kopenhagen . . . 15
Parenthetische Fälle: Defregger, Achtermann, Menzel 29

II. Heinrich Schliemann 32
Quellen 32
Schliemanns Sprachenlernen 35
Schliemanns Ausgrabungen 43
Parenthetische Fälle: v. Siemens, Ratzel, Bürgel . . 53

III. Franz Michael Felder 57
Parenthetische Fälle: Deubler, Rosegger, Petzold usw. 61

Einleitung

Seit etwa drei Jahrzehnten wendet sich die psychologische Forschung mit stetig wachsendem Interesse den Vorgängen des Lernens zu. Soweit es sich um das menschliche Lernen handelt, haben dabei bislang die sozusagen schulischen Formen des Lernens, d. h. die Formen, bei denen in irgendeiner Weise und in mehr oder minder großem Umfange die Mitwirkung oder Hilfe von Lehrenden in Anspruch genommen wird, im Vordergrund gestanden. Das autodidaktische Lernen hat bisher wenig Beachtung, geschweige denn eine ernstliche und gründliche Untersuchung gefunden.

Die folgende Abhandlung sucht solche Forschungen in Gang zu bringen, indem sie Selbstschilderungen autodidaktischer Lernprozesse zu Grunde legt. Dies erscheint vorerst als die einzige Möglichkeit, autodidaktischen Vorgängen auf die Spur zu kommen und festzustellen, wann sie im Leben einer Menschenindividualität einsetzen und auf welchem Gebiet, wie sie motiviert sind, und wie sie im einzelnen verlaufen. Schließlich auch, ob und inwieweit sie erfolgreich und und für das spätere Leben eines Menschen von Bedeutung sind.

Nicht alle Selbstschilderungen von Menschen, die sich für Autodidakten halten und ausgeben, können für solche Untersuchungen benutzt werden. Abgesehen davon, daß hierbei schon von vornherein Selbsttäuschungen vorliegen können, sind auch die Darstellungen nicht immer ergiebig genug. Wir mußten notgedrungen eine kritische Sichtung unter den von uns durchgearbeiteten biographischen Darstellungen vornehmen, kamen dabei zunächst auf einen kleineren Kreis von Selbstdarstellungen, der überhaupt für unsere Untersuchung nutzbar erschien und mußten schließlich auch noch innerhalb dieses Kreises Sonderungen vornehmen nach dem Grade der Ergiebigkeit für die Beantwortung unserer Fragen. So gelangten wir denn zu der Form, in der wir unsere Untersuchungen vorlegen. Wir zeigen an drei Hauptbeispielen die Ergebnisse unserer Fragestellungen auf und fügen hin und wieder ähnliche Erscheinungen aus dem Lebenslauf anderer Autodidakten bei.

Schließlich sei noch besonders vermerkt, daß unsere Untersuchung einzig und allein auf das autodidaktische Lernen, also auf psychologische Tatbestände und Entwicklungsvorgänge gerichtet ist, daß also Wissenschaftsgebiete, wie Kunsthistorie (Carstens), Sprachwissenschaft und Archäologie (Schliemann) nur insoweit herangezogen sind, als sie zur Erhellung der autodidaktischen Lernprozesse nötig scheinen.

Die Anregung zu dieser Dissertation verdanke ich meinem verehrten Lehrer, Herrn Prof. Dr. W. Kabitz, der in unermüdlicher Hilfsbereitschaft beratend und fördernd den Fortgang der Arbeiten verfolgte.

Asmus Jakob Carstens

Quellen:

a) Für die Betrachtung der künstlerischen Entwicklung Carstens ist vor allem die Biographie Karl Ludwig Fernows [1]) bedeutsam, die 1806 unter dem Titel: „Leben des Künstlers Asmus Jakob Carstens", ein Beitrag zur Kunstgeschichte des 18. Jahrhunderts (Leipzig) herauskam. Vorher hatte allerdings ein Vetter Carstens, Hans Jürgensen, eine „Kurze Lebensbeschreibung der beiden Brüder und Maler Asmus Jakob und Friedrich Carstens" (Schleswigsche Kunstbeiträge 1792), also noch zu Lebzeiten Carstens, veröffentlicht. Grundlegend bleibt die Fernowsche Ausgabe. Als 1867 Hermann Riegel zu einer Neuausgabe der Fernowschen Biographie schritt, mußte er im Vorwort bekennen: „An literarischen, wirklichen Quellen gibt es über Carstens außer Fernows Schrift nichts" [2]).

Fernow lernte Carstens in Lübeck kennen, wohin er 1786 als Apotheker kam. Carstens war bereits seit 1783 oder 1784 in Lübeck und schlug sich mit Portraitmalerei kärglich durch. Fernow betätigte sich neben seiner Beschäftigung in der Ratsapotheke eifrig mit zeichnerischen Versuchen, und hier mögen die Anknüpfungspunkte zu dem fast 10 Jahre älteren Carstens liegen.

In Rom war Fernow ab Herbst 1794 zunächst einige Zeit Carstens Hausgenosse, dann $3^1/_2$ Jahre lang fast täglich um ihn. Vielleicht hat sich schon Fernow in Lübeck Aufzeichnungen ge-

---

[1]) Geboren am 19. November 1763 in Blumenhagen (Uckermark), wurde Fernow zum Apotheker bestimmt, arbeitete aber viel auf eigene Faust an seiner Weiterbildung, befaßte sich unter anderm auch eifrig mit Kants Schriften. 1802 wurde er Professor für Philosophie in Jena und kam 1804 als Bibliothekar der Herzogin Amalie nach Weimar, wo er am 4. 12. 1808 starb.

[2]) Riegel, Hermann: „Carstens, Leben und Werk", Hannover 1867, Seite 4. Riegel gibt den unveränderten Text von Fernows Biographie, bringt zugleich aber zahlreiche Ergänzungen. Ein Hinweis von Prof. Dr. Herm. Schöne-Münster führte mich zu einer Veröffentlichung seines Vaters, des früheren Generaldirektors der Staatlichen Museen in Berlin, Prof. Dr. Richard Schöne: „Beiträge zur Lebensgeschichte des Malers A. J. Carstens", (Naumanns) Archiv für die zeichnerischen Künste, Leipzig 1866, XII. S. 121-154, worin sich beachtliche und für die Charakterentwicklung von Autodidakten aufschlußreiche Bemerkungen zu Carstens'schen Briefen aus der römischen Zeit finden.

Zugleich möchte ich an dieser Stelle Herrn Prof. Dr. Herm. Schöne für weitere Angaben und für sein reges Interesse an meiner Dissertation Dank sagen.

macht über Carstens. Jedenfalls hat er zeitig begonnen, Nachrichten zu sammeln über Carstens Bildungsgang. Im Vorwort zu seiner Biographie schreibt Fernow darüber: „Durchgängig war sein Augenmerk vorzüglich auf den Gang der Entwicklung und Bildung desselben gerichtet. . . . .“ und „den Teil der Lebensbeschreibung, wo Carstens die Geschichte seiner früheren Bildung bis auf seine Rückkehr von der ersten Wanderung nach Italien in eigener Person erzählt, hat der Verfasser unmittelbar nach der mündlichen Erzählung desselben und so viel als möglich mit dessen eigenen Ausdrücken niedergeschrieben“[3]).

Diese Bemerkungen Fernows lassen die Biographie in weiten Teilen als autobiographisch erscheinen, und die entsprechenden Teile derselben dürfen daher mit Recht in diesem Sinne gewertet werden.

b) Die Ausführungen Fernows sind von August Sach[4]) vor allem in Bezug auf Carstens Jugendzeit aktenmäßig nachgeprüft und im allgemeinen für richtig befunden worden, abgesehen von einigen weniger belangreichen Fehlerinnerungen und Irrtümern bezüglich der Mutter Carstens und der Verwicklungen mit der Akademie in Kopenhagen. Sach bringt aber auch wertvolle Ergänzungen, namentlich über die Jugendumwelt, über das Verweilen Carstens als Küfer- und Weinhändlerlehrling in Eckernförde, und den dort betriebenen Buchstudien. Dadurch gewinnt das Fernowsche Bild an Reichtum der Einzelzüge und läßt das autodidaktische Mühen Carstens in noch hellerem Lichte erscheinen.

c) Aus jüngster Zeit ist noch eine Arbeit zu erwähnen (die erste größere Arbeit über Carstens gesamtes Werk seit Fernow) von Albrecht Friedrich Heine: „Asmus Jakob Carstens und die Entwicklung des Figurenbildes“ (Straßburg 1928). Sie stützt sich zwar im Wesentlichen auf die beiden vorgenannten Autoren, zeigt sich aber für unsere Belange deshalb wertvoll, weil sie versucht, mit der heutigen Sicht der Kunsthistorie und mit der heutigen Kenntnis Carstens aus der damaligen Zeitsituation zu deuten. Heine zeichnet daher ein knappes Bild der Kunstbestrebungen um Mengs und Winckelmann in Rom nach 1750, von denen Carstens durch ein Buch schon in Eckernförde entscheidend beeinflußt worden ist. Im übrigen ist Heines Arbeit eine Ausdeutung von Carstens künstlerischen Arbeiten aus der späteren Zeit (nur solche sind heute noch vorhanden), und er untersucht die Einflüsse, die bei der Herstellung der Bilder maßgebend waren.

---

[3]) Riegel, H. a. a. O. S. 36—37.

[4]) Sach, August: „Asmus Jakob Carstens Jugend- und Lehrjahre“, Halle 1881.

Schließlich sei u. a. noch der Artikel „Carstens“ von Friedrich Noack im „Allgemeinen Lexikon der bildenden Künstler“ Bd. 6, Leipzig 1912 S. 84—86 erwähnt, der eine Wertung Carstens und seine Bedeutung für das 19. Jahrhundert vermittelt.

Die Quellen lassen keinen Zweifel darüber, daß Carstens in weitem Umfange seine Ausbildung zum Künstler autodidaktisch, d. h. unter fast völligem Verzicht auf fremde Anleitung und Förderung, bei eigener Zielsetzung und eigenen Arbeitsweisen, unter Ablehnung der damals üblichen Bildungswege verwirklichte. Zur Orientierung über Carstens gesamten Lebensverlauf sei zunächst eine kurze Lebensskizze eingeschaltet.

Geboren als Sohn eines mäßig bemittelten Müllers in Skt. Jürgen bei Schleswig, das damals dänisch, aber in Sprache und Kultur deutsch war, am 10. Mai 1754, besuchte er zunächst zwei Jahre lang die Klippschule, dann von 1762 bis 1770 die Domschule in Schleswig. Vom 31. Juli 1771 bis zum 14. August 1776 diente er als Küfer- und Weinhändlerlehrling in Eckernförde, und siedelte nach dreimonatigem Aufenthalt bei seinem Vetter Jürgensen in Schleswig nach Kopenhagen über. Hier blieb er bis zum Frühjahr 1783, und trat dann mit seinem jüngeren Bruder, der inzwischen auch zur künstlerischen Ausbildung nach Kopenhagen gekommen war, sowie mit einem befreundeten Maler eine Reise nach Italien an. Im Herbst 1784 ließ er sich in Lübeck nieder, ging um die Mitte des Jahres 1788 nach Berlin, wo er im Februar 1790 zum Lehrer an der Malerakademie bestellt wurde. Anfang Juni 1792 machte er eine Studienreise nach Rom. Dort blieb er bis zu seinem Lebensende. Er starb am 25. Mai 1798.

Für unsere Untersuchung interessiert besonders die Zeit bis etwa 1783. Mit diesem Jahre scheint Carstens' künstlerische Ausbildung einen gewissen Abschluß gefunden zu haben. Zwei Hauptentwicklungsstrecken lassen sich hier erkennen, die ihre Abgrenzung und ihren Uebergang in der $1^1/_2$ Jahre langen Zwischenzeit von der Konfirmation (1770) bis zum Eintritt in Eckernförde (1771) haben. Die erste ist vorwiegend triebmäßig, die zweite mehr durch ein bewußtes Streben nach höherem Künstlertum bestimmt. Diese Einstellungen sind auch für die Art seiner autodidaktischen Bemühungen charakteristisch.

Carstens Entwicklungsgang bis 1770:

Ueber die Anfänge bildnerischer und zeichnerischer Betätigung bei Carstens wird berichtet, daß er sich schon vor der Klippschulzeit, also vor dem 6. Lebensjahr, eifrig mit der Formung von allerlei Figuren aus Lehm befaßte. Tiere sei-

ner nächsten Umgebung auf der Mühle, Hunde, Pferde, Kühe dienten ihm als Vorbilder für diese ersten Versuche. Auch mit dem Zeichenstift hantierte er schon in dieser Zeit. Die Mutter soll dem Erstgeborenen schon früh ihr besonderes Interesse zugewandt und entscheidende Förderung gegeben haben[5]). Vielleicht mag sie ihm Bilderbücher, Baurisse der neuen Mühle, Papier und Blei beschafft haben, aber sie gab ihm keine Anleitung und Förderung, die für seine Entwicklung von großer Bedeutung gewesen wäre. Dafür hatte sie selber nicht genug Kenntnis und Fertigkeit und bei der Fülle der Obliegenheiten in Haus, Stall und Feld, bei der Erziehung ihrer und der Kinder aus erster Ehe, nicht die nötige Zeit.

In der Klippschule von St. Jürgen wollte Carstens sein Treiben fortsetzen, fand aber den energischen Widerstand des ergrauten Schulmeisters Jensen. Suchte Carstens trotzdem seinem unwiderstehlichen Drang nach zeichnerischem Ausdruck in unbewachten Augenblicken nachzugehen und wurde dabei ertappt, so gab es harte Strafe. Jensen hatte nicht das mindeste Verständnis dafür, daß Carstens „mehr Vergnügen daran gefunden hat, Pferde, Kühe, Hunde und Ziegen auf der Straße nachzuzeichnen als die Züge und Buchstaben seiner Vorschriften“[6]). Sach berichtet, daß Jensen schließlich so aufgebracht war, daß er Carstens kurzer Hand von der Klippschule fortjagte.

Die Mutter (der Vater war kurz vorher gestorben) schickte den Achtjährigen darauf in die Domschule in Schleswig, wo Carstens etwa fünf Jahre in Quarta (der untersten Klasse) und drei Jahre in Tertia zubrachte[7]). Die Fächer waren vor allem Religion, Rechnen, Schreiben, dazu kam in Tertia etwas Latein und Griechisch. Unterricht im Zeich-

---

[5]) Nach Fernows Darstellung soll die Mutter Carstens eine hochgebildete Advokatentochter gewesen sein. In Wirklichkeit paßt diese Beschreibung auf die Gattin des Weinhändlers in Eckernförde, die Französich, Englisch, sogar etwas Latein verstand, im Zeichnen und vor allem in der Blumenmalerei sich auskannte und Carstens später gelegentlich förderte. Nach Sach war Carstens Mutter eine einfache Bauerntochter mit mäßiger Bildung. Sach, A. a. a. O. S. 11.

[6]) Sach, A., a. a. O. S. 42.

[7]) An der Domschule in Schleswig herrschten damals sehr unerquickliche Verhältnisse, wovon Sach eine eingehende Schilderung gibt. Die Lehrer waren schlecht vorgebildet und noch schlechter besoldet und vor allem auf die Beiträge der einzelnen Schüler angewiesen. Daher suchte jeder Lehrer die Schüler möglichst lange in seiner Klasse zu behalten. Sach, A., a. a. O. S. 27 ff.

nen gab es überhaupt nicht, und keiner der Lehrer hatte das mindeste Verständnis oder Interesse an den künstlerischen Neigungen des jungen Domschülers. Für Carstens standen sie im Mittelpunkt seines Strebens überhaupt, wie aus einer Antwort erhellt, die er seinem Quartalehrer Lyhm einmal gab: daß er mehr lernen wolle als alle seine Kameraden, wenn man ihm Unterricht im Zeichnen und Malen gebe[8]). Carstens war nun gezwungen sowohl in der Freizeit, als auch in unbewachten Augenblicken in der Schule seinem künstlerischen Drange Luft zu machen, und mehr als einmal sollen die Lehrer bei der Kontrolle seiner Schreibtafeln keine Zahlen und Aufgaben sondern nur „Engel, ja Teufel mit ingrimmigen Gebärden" gefunden haben[9]). Carstens dachte zeitlebens an seine unglückliche Schulzeit nur mit Grauen zurück. Nachdem 1769 seine Mutter gestorben war, verließ er 1770 nach seiner Konfirmation die Domschule.

Leider besitzen wir keinerlei Bilder von Carstens, die uns seinen Fortschritt in der Entfaltung der bildnerischen und zeichnerischen Begabung in dieser Zeit erhellen könnten. Die Ueberlieferung gibt uns indes einen Anhaltspunkt in der Bemerkung des Vetters Jürgensen,[10]) der sagt, daß Carstens als Zwölfjähriger (um diese Zeit wurde Jürgensen vermutlich auf Carstens aufmerksam und förderte ihn seither gelegentlich) schon imstande gewesen sei, „bekannte, auffallende Gesichter aus dem Kopfe ziemlich ähnlich zu zeichnen"[11]). Diese Angaben können uns in Verbindung mit den Ergebnissen der neueren Forschungen über die Entfaltung der bildnerischen und zeichnerischen Begabung des Kindes wenigstens einige Fingerzeige geben zur Beurteilung von Carstens autodidaktischen Bemühungen in dieser Zeit.

---

[8]) Sach, A., a. a. O. S. 40; [9]) desgl. S. 41.

[10]) Jürgensen (etwa 10 Jahre älter als Carstens), war zuerst Bäckergeselle, der in freien Stunden sich mit Tischlerarbeiten befaßte, Klaviere, physikalische und optische Instrumente baute, schließlich als Autodidakt historische Studien über seine Heimat machte, u. a. eine Chronik Schleswigs herausgab usw. Er besaß eine Bibliothek von mehr als 1000 Bänden, Sammlungen von Mineralien, Münzen, Gemmen, Abgüssen und etwa 300 Kupferstiche. Mit den Jahren hatte er sich eine angesehene Stellung in Schleswig erworben und wurde von Künstlern (Torwaldsen) und Wissenschaftlern hochgeschätzt. Wir können daher seiner Bemerkung volles Gewicht beimessen. Sach, A., a. a. O. 71 ff.

[11]) Sach, A., a. a. O. S. 43.

Es kann heute kaum ein Zweifel bestehen, daß in der Entfaltung dieser Begabung gewisse Regelmäßigkeiten und Stufenfolgen auftreten. Georg Kerschensteiner unterscheidet in seinem großen statistischen Werk [12]) auf Grund umfangreicher Untersuchungen an meist Münchener Schulkindern vier mehr oder minder deutlich von einander unterscheidbare Stufen, die er Schema, beginnende und vollendete erscheinungsgemäße, und formgemäße Darstellung nennt. [13]). Diese Stufen werden auch von anderen Forschern bestätigt und von Kunstwissenschaftlern neuerdings anerkannt. So unterscheidet Oskar Wulff in seinem Werk: „Die Kunst des Kindes“ (Stuttgart 1927) unter Zugrundelegung von Kerschensteiners Stufenfolge und unter Einbeziehung von Forschungen über das vorschematische Stadium (das Kritzelstadium) und unter Anlehnung an die Forschungen S. Lewinsteins und des belgischen Forschers G. Rouma zwei Hauptstufen: Kritzeln und Schema mit dem Vorwiegen abstrakter Momente, und die erscheinungs- und formgemäße Stufe mit dem Vorwiegen naturähnlicher Momente[14]). Im Wesentlichen also ergibt sich eine Uebereinstimmung. Diese Stufenfolge wird bei der Entwicklung der zeichnerischen und bildnerischen Fähigkeiten gewöhnlich durchlaufen. Auch der zeichnerisch und bildnerisch Hochbegabte macht davon kaum eine Ausnahme, nur scheint bei ihm die Entwicklung schneller vor sich zu gehen. Bemerkenswert ist nun die Erscheinung, daß die meisten oder doch wenigstens der größere Teil der Menschen über die Stufe der erscheinungsmäßigen Darstellung überhaupt nicht hinauskommt, und daß es mit gewissen Schwierigkeiten verbunden ist, die höheren Stufen, vor allem die der formgemäßen Darstellung zu erreichen[15]). Es wird dafür nämlich eine starke Ausbildung der Fähigkeit verlangt, Gesamterscheinungen richtig aufzufassen, ihre körperhaften und räumlichen Beziehungen zu ergreifen. Es geht also dabei vor allem um die Bildung des Vorstellungs- und Anschau-

---

[12]) Kerschensteiner, Georg: „Die Entwicklung der zeichnerischen Begabung“, München 1905.

[13]) Schema - Niederschrift begrifflicher Merkmale; beginnende und vollendete erscheinungsmäßige Darstellung - Uebergang vom Schema zu Linien, Formen, die der Erscheinung eines Gegenstandes nahe kommen; formgemäße Darstellung - Ausdruck räumlicher Verhältnisse Bewegungen usw. Kerschensteiner, G., a. a. O. S. 17 ff.

[14]) Wulff, Oskar, a. a. O. S. XIII.

[15]) Wulff, O., a. a. O. S. 12, 46. Kerschensteiner, G., a. a. O. S. 478.

ungsvermögens. Der zeichnerische und bildnerische Ausdruck wird davon, wie von einem inneren Leitbilde bestimmt und gelenkt. Diese Ausbildung wird erreicht, durch geeigneten Sach- und Anschauungsunterricht, sowie durch systematische Anleitung zum Beobachten und zur Nachahmung von Modellen und Vorlagen. Fehlen indes diese Anregungen und Anleitungen, so ist mit der Erreichung der höheren Stufen des Ausdrucks kaum zu rechnen. Es sei denn, daß sie durch überdurchschnittliche Begabung ersetzt werden.

Bezüglich der Entwicklungsstufe bei Carstens ist demnach zu sagen, daß er vermutlich schon als Zwölfjähriger die Stufe der erscheinungsmäßigen Darstellung überwunden hatte. Denn ein „ziemlich ähnliches" Zeichnen setzt gerade beim Portrait eine ausgeprägte Auffassung der Gesamterscheinung voraus, d. h. ein scharfes Beobachten und Festhalten der körperhaften Eigenarten und ihren Ausdruck durch Licht und Schatten. Das darf auch auf seine sonstige zeichnerische Betätigung ausgedehnt werden, da ja die Ausdrucksfähigkeit wesentlich davon abhängig ist, in wie weit Gesamterscheinungen von darzustellenden Gegenständen richtig beobachtet und aufgefaßt werden. Damit haben wir einen gewissen Anhaltspunkt gewonnen, der uns zu den weiteren Fragen führt: auf welchem Wege Carstens so weit kam, und welches die treibenden Kräfte dabei waren. Wir haben bei der Darstellung der überlieferten Tatsachen über Carstens Anfänge auf zeichnerischem und bildnerischem Gebiet die Antworten im Wesentlichen schon vorweggenommen und brauchen nur mehr eine kurze Zusammenfassung zu geben:

Carstens kam trotz der denkbar ungünstigen Jugendumwelt, bei minimaler Förderung durch die Mutter, bei stärkstem Widerstand der Schule, die außerdem auch nur geringe Gelegenheit zu seiner Fortbildung bot, durch seine rastlosen Uebungen, Beobachtungen und Vergleiche relativ schnell zu einer beachtenswerten Ausdrucksfähigkeit. Es müssen stark drängende, tiefe Neigungen gewesen sein, die Carstens Bemühungen trugen. Jürgensen spricht von einer „wunderbaren Lust, ja Leidenschaft zum Malen und Zeichnen, vor der jedes andere Interesse zurücktrat".[16])

In den letzten Jahren seines Besuches der Domschule entdeckte Carstens gelegentlich eines Dombesuches ein paar Bilder des niederdeutschen Malers Jürgen Ovens[17]). Sie machten

---

[16]) Sach, A., a. a. O. S. 43.

[17]) Ovens (1623—1678) war vorwiegend Eklektiker, stand unter holländischem, spanischem und italienischem Einfluß, war wenig origi-

auf den jungen kunstbegeisterten Domschüler einen tiefen Eindruck, denn er nannte sie später „Stern und Leuchte“ seiner Schulzeit, besang sie im Liede und erinnerte sich ihrer nach mehr als 30 Jahren mit allen Nebenumständen. Bei seinem Verweilen vor diesen Bildern, meist in der großen Mittagspause, mag Carstens erstmalig eine Ahnung von der hohen Sendung und dem wahren Wesen der Kunst aufgestiegen sein. Zugleich aber mag ihm hier seine eigene Berufung zum Künstler klar geworden sein. Denn nach Sach wandte sich Carstens in dieser Zeit fast ausschließlich der Portraitzeichnung zu, weil er glaubte, auf diesem Wege einmal dahin zu gelangen, Bilder wie Ovens malen zu können. Indes waren diese Ovens'schen Bilder, wie Heine bemerkt, für Carstens weitere Entwicklung in irgendeiner Weise weder „sachlich wichtig noch vorbildlich“[18]). Sie hatten vielmehr die Funktion einer Repraesentation des Reiches der Kunst, das Carstens an ihnen erstmalig erlebte, und an denen er seinen eigenen Beruf zum Künstler klärte und erkannte. Dieser Wille, ein Künstler von Beruf zu werden, kommt auch in den Bemühungen zum Ausdruck, die seine Vormünder und Jürgensen nach seiner Konfirmation machten, ihn bei einem Maler unterzubringen. Aus der anfänglich rein triebmäßig sich offenbarenden künstlerischen Neigung war inzwischen ein zielstrebig und bewußt gespannter Berufswille geworden. Vielleicht setzt darum auch erst hier das eigentliche, autodidaktische Lernen bei Carstens ein.

In der Uebergangszeit (1770 — 1771) konnte Carstens im Hause seines Stiefvaters, der ihn anfangs gewähren ließ, frei von dem Druck der Schule, seinen Neigungen nachgehen. Auch der Verkehr und Austausch mit dem Vetter Jürgensen wurde in dieser Zeit mehr und mehr ausgebaut. Wegen der unseligen Verhältnisse im elterlichen Hause drängten die Vormünder auf eine Unterbringung Carstens in einer fremden Familie. Daß Carstens nach den anfänglichen Bemühungen um eine Stelle bei einem Maler schließlich von den Vormün-

———

nell, ahmte van Dyck, Rubens, Rembrandt nach. Die beiden Bilder im Dom zu Schleswig: eine konfuse christliche Allegorie „Der Sieg des Christentums über die Sünde“ (1664) und „Die heilige Familie“ (1670), sollen „brutal in der Technik, schleuderhaft in der Zeichnung, trübe in der Farbe“ sein. Wurzbach: „Niederländische Künstlerlexikon“, Wien 1910, Band II, S. 293 f. Weniger scharf urteilt Harry Schmidt in „Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler“, Band 26, Leipzig 1932, S. 103 f.

[18]) Heine, A. F. a. a. O. S. 20.

dern nach Eckernförde in die Weinhandlung geschickt wurde, war nur eine Notlösung, die freilich für ihn den Zwang zum Autodidaktentum einschloß.

Carstens in Eckernförde und Kopenhagen (1771—1783)

Die wichtigsten Abschnitte in Carstens künstlerischer Entwicklung sind sein Aufenthalt in Eckernförde von 1771—1776, und das anschließende Verweilen in der Landeshauptstadt Kopenhagen bis 1783. Beide ergänzen einander und sind vorwiegend gekennzeichnet durch das bewußte, selbständige Weiterbilden der in Schleswig meist triebmäßig verlaufenen künstlerischen Ausbildung. Während in Eckernförde die theoretische Weiterbildung im Vordergrund zu stehen scheint, was zum Teil durch die auf ihm lastenden „eisernen Bande der Kaufmannschaft" bedingt war, ist der Kopenhagener Aufenthalt weit mehr einer systematischen Verwirklichung der in Eckernförde gewonnenen Einsichten gewidmet und damit stärker auf die praktische Weiterbildung gestellt.

Carstens sollte laut Vertrag sieben Jahre in Eckernförde bei dem Weinhändler Bruyn bleiben, fünf Jahre als Küferlehrling, und zwei weitere Jahre als Geselle. Daß er durchaus nicht gewillt war, seinen Neigungen zu entsagen, zeigt der Umstand, daß er schon in den ersten Wochen dabei überrascht wurde, wie er in der zur Bruynschen Weinhandlung gehörigen Wirtsstube die Gäste portraitierte[19]).

August Sach hat uns die neue Umwelt genau beschrieben. Im Hause Bruyn herrschte eine vornehme Atmosphäre, die vor allem von der damals etwa dreißigjährigen, hochgebildeten Hausfrau getragen wurde (auf die Verwechselung mit Carstens Mutter in Fernows Darstellung wurde bereits hingewiesen). Kostbare Gemälde schmückten die Räume, „Kupferstiche italienischer und holländischer Meister", und eine „ziemlich bedeutende Bibliothek aus den verschiedensten Zweigen der Wissenschaft bildeten den Schatz der Familie"[20]).

———

[19]) Aehnliches wird von dem Maler Carl Spitzweg (1808—1885) berichtet, der, vom Vater zum Apothekerberuf gezwungen, „nebenher zu seinem Privatvergnügen zeichnete", und zwar besonders „die ihn interessierenden Kunden utriusque generis in lustigen und ernsten Kroquis". Als er mit 25 Jahren zu einer Kur in Bad Sulz weilte, wurde sein vortreffliches autodidaktisches Können entdeckt. Die fortgesetzten, von starken Neigungen zur Kunst getragenen Uebungen, hatten ihn so weit gefördert, daß „auf den Unterricht an der Akademie verzichten konnte". S. Uhde — Bernays, H., „Carl Spitzweg", München 1914.

[20]) Sach, A., a. a. O. S. 82/83.

Carstens war ohne „jegliche Kenntnis feinerer Umgangsformen, eckig und hölzern, kaum genügend der hochdeutschen Sprache mächtig“ und wurde zunächst von Frau Bruyn als ein bildungsunfähiger, „unnützer Schlöcks“ kaum beachtet. Carstens empfand die „Mängel seiner Bildung, die Lücken seines eigenen Wissens und Könnens“[21]). Zumal seine Obliegenheiten: Flaschenspülen, das Fegen der Keller und Wirtsräume, Botendienste in einem seltsamen Gegensatz zu dem im Schleswiger Dome erträumten Ideal des Künstlers standen. Als er entdeckt wurde, wollten alle Mitglieder des Hauses von ihm portraitiert werden, und selbst die Hausfrau hielt es nicht unter ihrer Würde, Carstens im „großen Abendmahlsstaat“ zu sitzen. Er schenkt ihr das Bild zum Geburtstag 1772, und sie schenkte ihm als Gegengabe ein Büchlein über Malerei und eine Malerausrüstung. Damit setzte in Carstens Weiterentwicklung eine neue bedeutsame Epoche ein, die wir schon als vorwiegend theoretische Befassung mit ein paar Büchern über Kunst und ihre Technik kennzeichneten. Er wäre ohnehin mit seinen Uebungen bald auf einen toten Punkt gekommen, wo nur Anleitung und Anregung eines Meisters oder Buchstudium weiterhelfen konnte. In Ermangelung der ersteren Möglichkeit, blieb nur die zweite, mühsamere, der Carstens zeitlebens treublieb, und die abseits von den ausgetretenen Wegen, ihn langsam aber stetig zu einem originellen, bahnbrechenden Künstler heranreifen ließ.

a) Das von Frau Bruyn geschenkte Büchlein trug den Titel: „Johann Melchior Crökers wohlanführender Mahler oder Anweisung, wie man sich zur Mahlerey vorbereiten, mit Oelfarben umgehen, Gründe, Firnisse und andere dazu nöthige Sachen verfertigen, Gemälde geschickt auszieren, vergolden, versilbern, lackieren und saubere Kupferstiche ausarbeiten soll. Nebst einem Kunstkabinet seltener und geheimgehaltener Erfindungen. Alles aus eigener Erfahrung aufgezeichnet.“ Jena 1702 (?). Das Büchlein (wahrscheinlich von einem Dilettanten geschrieben, oftmals aufgelegt, zuletzt 1804) bringt auf etwa 500 Seiten ein buntes Arsenal von all dem, was ein Künstler wissen muß: Geschichte, Antiquitäten, Mythologie, Physik, Naturlehre, Mathematik, Anatomie, Perspektive, Optik, um die gröbsten Fehler zu vermeiden. Dazu gab es eine Einführung in die Kunstgeschichte, lobte überschwenglich die „preiswürdigen Darstellungen“ Raffaels, Correggios, Tizians, Dürers und Holbeins, deren Namen Carstens bislang wohl noch nicht einmal gehört hatte. Er fand hier auch Vorschriften, wie man eine Komposition vor-

---

[21]) Sach, A., a. a. O. S. 86/87.

zubereiten habe und auch den Hinweis auf die Geschichtsschreiber und Klassiker, denen man Motive für die eigene Erfindung entnehmen könne.[22]) Ueber die Benutzung des Cröker wissen weder Fernow noch Sach Sicheres zu berichten. Tatsache scheint es aber zu sein, daß es das erste Werk war, das Carstens über Kunst in die Hände bekam, und als solches mag es ihm als eine vorläufige Orientierung sehr wertvoll gewesen sein. Erwähnenswert ist, daß Cröker die Kunst für lernbar hielt, wie es zu damaliger Zeit üblich war, und daß dieser Weg zur Kunst über das Nachahmen meisterlicher Werke zu führen habe. Tatsächlich hat Carstens auch versucht, nach Anweisung des Cröker zwei Gemälde zu kopieren, wahrscheinlich in Oel. Daß er indes später in Kopenhagen bei dem Maler Ipsen die Technik des Oelmalens noch lernte, zeigt, wie gering der Fortschritt nach Crökers Anweisungen gewesen ist. Carstens scheint im allgemeinen seine Uebungen in Blei und Rötel fortgesetzt zu haben.

b) Ein zweites Buch, das Carstens auf einer kleinen Geschäftsreise in Kiel kaufte, ist für seine künstlerische Entwicklung von größter Bedeutung geworden. Es trug den Titel: „Untersuchung des Schönen in der Mahlerey, und der Verdienste der berühmtesten alten und neueren Mahler“ durch Daniel Webb, Rittern. Aus dem Englischen ins Deutsche übersetzt, Zürich 1766, (erste Auflage). Die zweite Auflage von 1771 ist mit Mengs „Gedanken über die Schönheit“ vermehrt. Ob Carstens die zweite Auflage benutzt hat, und somit auch die Mengschen Ausführungen kennen lernte, ist nicht sicher. Ich gebe von der ersten Auflage, die mir vorliegt, eine kurze

Inhaltsübersicht.

Den sieben Gesprächen über die „Untersuchung des Schönen in der Mahlerey“ auf etwa 200 Seiten von Webb ist ein längerer Brief von 80 Seiten Umfang an den Uebersetzer vorangestellt, worin von einem Schüler und „Freund Winckelmanns“ dem Leser in begeisterter Schilderung die vorzüglichsten römischen Kunstschätze vor Augen geführt werden.

Nachdem dann im ersten Gespräch Ziel und Weg dargelegt, im zweiten der Geschmack als ein nur gradmäßig vom Urteil verschiedenes Gefühl erkannt ist, sucht Webb im dritten die ersten Spuren einer Kunstbetätigung in vorhomerischer Zeit, die Priorität der Zeichnung vor Malerei und Bildhauerei, an Hand der antiken Schriftsteller nachzuweisen.

---

[22]) zitiert nach Sach, A., a. a. O. 95/96.

Wichtiger sind die folgenden vier Gespräche, die in das Wesen der Malerei selber einführen wollen. Im vierten Gespräch über die Zeichnung, die sich in der Richtigkeit der Proportion, in der Grazie oder Ungezwungenheit der Bewegung, und in dem Ausdruck des Charakters, d. i. „einer Seele, wie sie sich in Mienen und der redenden Stellung weiset“, [23]) offenbart, stellt Webb die Griechen als die Meister hin. Sie hätten sich „in die zahlreichen Haufen des Volks hineingedränget“ um die verstreuten Vollkommenheiten der Natur zu sammeln, ihren Geschmack daran zu bilden, und aus diesem Schatz neue „Systeme von Schönheit“ [24]) neue Proportionen erfunden. Das zeige sich bei Laokoon, dem Fechter, Apoll, der medizeeischen Venus, aber auch in den Kolossalstatuen von Monte Cavallo. Die Richtigkeit der Proportionen komme bei den Alten aus dem Studium und der Darstellung des nackten Körpers, was bei den Neueren nicht möglich sei, da sie ihre „Vorwürfe aus einer Religion, welche Zucht und Schaam gebeut“ entlehnen und daher gezwungen sind ihre Figuren zu bedecken, oft „eben mit den gröbsten Stoffen“ [25]). Die ungezwungene Grazie und sorgenfreie Würde der griechischen Statuen mit den natürlich fließenden Bewegungen hat nichts gemein mit denen, „die von der Künsteley herrühren“ [26]). Sie ist nicht durch „Nachdenken erstudieret“, sondern vielmehr „wie die natürliche Folge des höheren Charakters“ [27]). Der Ausdruck des Charakters an den griechischen Bildwerken rührt daher, daß die Künstler „nicht bloße Handwerker waren“. „Sie hatten Erziehung und Gelehrsamkeit und waren daher mehr Freunde derer, die ihrer Kunst benötigt waren, als ihre Knechte. Ihr Geschmack war, vermittels des Zutritts bei Hofe fein gemacht und erhielt durch das Lesen ihrer Dichter Zuwachs“ [28]). An diese Vollkommenheit der Alten reichen die Neueren, besonders Raffael und Correggio bei weitem nicht heran, da sie immer nur Bruchstücke von der Trias: Richtigkeit der Proportion, Grazie und Charakter zu geben wissen.

Das fünfte Gespräch behandelt das Kolorit und betont zugleich die überragende Fähigkeit der Alten in der Handhabung von Pinsel und Farbe, die nach dem Ausweis der antiken Schriftsteller der Farbengebung eines Correggio und Tizian in nichts nachgestanden haben könne.

Von der Schattierung wird im sechsten Gespräch gehandelt.

Bei weitem am umfangreichsten ist das abschließende siebte Gespräch, das von der Komposition den richtigen Be-

---

Anmerkungen [23]) bis [28]) nach Webb, Daniel, a. a. O.: [23]) S. 55. [24]) S. 43, [25]) S. 51, [26]) S. 53, [27]) S. 54, [28]) S. 55/56.

griff zu vermitteln sucht. Das geschieht in zwei Teilen: 1. in der Erörterung über die Anordnung der Personen im Bilde und 2. über die Handlung selbst. An Lionardo da Vincis Abendmahl und einigen Bildern Raffaels wird der Begriff des ersteren geklärt. Den zweiten Teil zerlegt Webb in vier (wie im Drama) Gruppen: „erstlich den Vorwurf oder die Fabel; zweytens die Anordnung oder Erfindung; drittens Charakter und Sitten; viertens die verschiedenen Leidenschaften, die ihren Grund in den Charakteren haben." Bezüglich der Fabel eines Kunstwerks waren die alten vor den christlichen Künstlern entschieden im Vorteil, die ihre Gegenstände aus einer Religion hernehmen müssen, „welche die Leidenschaften verbannen oder doch bezwingen lehret"[29]). Ein anschließender Vergleich zwischen christlicher und antiker Fabel macht „begreiflich, warum wir überhaupt ihre Werke so kaltsinnig in den Galerien und Kirchen anschauen; der Genius der Mahlerey nuzt seine Kräfte an Kreuzigungen, heiligen Familien, letzten Abendmählern und dergleichen ab und hat keine Nerven mehr, wenn etwa der zu mahlende Gegenstand Pathos und Erhabenheit erheischt"[30]). Da die Anordnung oder Erfindung mit dem zusammenfällt, was schon zu Eingang des Gespräches abgehandelt wurde, geht Webb sofort zu Charakter und Sitten über. Den Alten war die Malerei eine Kunst, welche die Sitten beschreibt: „Jeder Figur solche Empfindungen und Handlungen, die aus ihrem besonderen Charakter fließen zu geben, ist die Sittenkunst der Mahler"[31]). Das Genie des Malers offenbart sich in „einer vollkommenen Erkenntnis des menschlichen Herzens, seiner verschiedenen Rührungen und des richtigen Maßes ihres Einflusses auf unsere Mienen und Gebärden; Sachen die leicht zu versprechen, aber schwer zu leisten sind; dem großen Haufen der Mahler unerkannt, unerreichbar, fließen sie sanft aus dem Pinsel eines Raffael, Correggio oder Lionardo da Vinci"[32]). Nicht nur im Auge soll Seele liegen, sondern auch in den „Erschütterungen des Leibes", in der Bewegung der Glieder soll sie mit ihrem „gehörigen Maß von Ausdruck" aufleuchten, und „so zu reden, die Seele sichtbar zu machen, ist der große Endzweck des dramatischen Mahlers"[33]). Das belegt Webb nun über Seiten mit Stellen aus den antiken Schriftstellern. Die neueren Maler haben jeweils nur getrennt, was die alten Maler in verschiedenen Teilen meisterlich beherrschten. Wenn man Tizians Kolorit, Correggios Schattierung, Raffaels Zeichnung und Komposition mit der Grazie, der Schönheit und dem Erhabenen der Alten verbinden würde, so hätte man den richtigen Begriff von der vollkommenen Malerei.

Anmerkungen [29]) bis [33]) nach Webb, D., a. a. O.: [29]) S. 143. [30]) S. 145, [31]) S. 148, [32]) S. 149/50, [33]) S. 155.

Bei einer ersten Lektüre des Buches wird Carstens vermutlich nicht allzuviel von dem Inhalt verstanden haben! Die Welt, die hier vor ihm ausgebreitet wurde, war dafür zu neu, zu fremdartig. Und doch mochte er bald spüren, daß es darin um sehr Bedeutsames ging, daß die Kunst, wie sie hier beschrieben wurde, von ganz einzigartiger Natur sein mußte. Sie erschien hier in einem ganz anderen Licht als im Cröker, der sie als lernbar betrachtete, und damit zugleich profanierte. Seinen Träumereien im Dom zu Schleswig, seinem geheimsten Sehnen schien in Webbs Buch Erfüllung und Antwort zu winken. Webbs Büchlein war trotz der annähernd 300 Seiten sehr handlich und ließ sich bequem auf Spazier- und Botengängen mitnehmen. Vermutlich tat Carstens das auch, wie man es bei anderen Autodidakten beobachten kann. Denn seine Stellung als Lehrling ließ ihm sonst wenig Zeit zur Lektüre. Carstens hat das Büchlein immer wieder gelesen, denn die Spuren von der Lektüre sind so eindringlich und tief, daß eine andere Erklärung völlig ausgeschlossen scheint.

Von der ersten Begegnung mit Antiken[34]) in der Abgußsammlung der Kopenhagener Akademie sagte er zu Fernow, daß er hier das Höchste und Vortrefflichste sah, von dem er so „vieles gehört und gelesen hatte", womit er so oft „seine Einbildungskraft erhitzte", und wovon er sich doch „keine Vorstellung machen konnte". Das kann nur von Webbs Buch gemeint sein, denn außer dem Lairesse hatte er in der Zwischenzeit nichts derartiges über Kunst gelesen. Ferner zeigt die fast zweijährige, beinahe ausschließliche Befassung mit den Antiken in Kopenhagen die tiefe Nachwirkung dieser Lektüre. Webb brachte kein einziges Bild, sodaß sich Carstens „keine Vorstellung", jedenfalls keine richtige Vor-Vorstellung von den besprochenen Antiken machen konnte. Vermutlich wird auch Carstens Vorliebe für die Historienmalerei hier die Wendung zu dem Winckelmannschen Ideal von der bedeutenden Persönlichkeit in bedeutender Handlung gemacht haben, die wir fast ausnahmslos in seinem weiteren künstlerischen Schaffen finden.

Außer der Hochachtung und Liebe zu den Antiken, die für Webb einfach den undiskutablen Wertmaßstab für jedes künstlerische Schaffen darstellten, scheinen dem 20jährigen Carstens auch mancherlei durchgehends einheitlich verwandte Grundbegriffe klar geworden zu sein. Vor allem die Begriffe „ideal-erfinderisch" und „mechanisch-nachahmend"[35]), die

---

[34]) Wovon weiter unten die Rede sein wird.

[35]) Ideal-erfinderische Kunst ist Nachahmung der „Vorstellungen

schon im ersten Gespräch entwickelt werden und auch später wiederholt auftauchen. Beides müsse im echten Kunstwerk zusammenklingen. Die Niederländer werden bei dieser Gelegenheit als nachahmende Mechanisten bezeichnet, und das ideal-erfinderische Moment als der eigentliche Prüfsteien echter Kunst herausgestellt. Merkwürdig und interessant ist es nun, daß die Quellen etwa seit dieser Zeit von einer gewissen Abneigung gegen bloßes Nachahmen oder Kopieren bei Carstens berichten. Und diese Abneigung, der gleichzeitig eine bewußte Hinneigung zu eigenem Erfinden entsprach, rückt Carstens autodidaktisches Bemühen in ein ganz besonderes Licht. Wäre er durch die Atelierausbildung seiner Zeit gegangen, so wäre ihm der Weg über die Nachahmung gewiesen worden, und es ist fraglich, ob er ein Wegweiser und Bahnbrecher der neuen Kunstepoche geworden wäre. Durch sein Autodidaktentum jedoch kam er schon frühzeitig (im Rahmen seiner Gesamtentwicklung) zum eigenen Erfinden und damit, unbelastet von traditionellen Kunstformen, allmählich zu einem originellen, persönlichen Stil.

c) Das dritte Werk, das Carstens in Eckernförde gegen Ende seines Aufenthaltes von der Familie Bruyn zum Geschenk erhielt, war das große Malerbuch von Gerhard de Lairesse. Carstens benutzte eine holländische Ausgabe und mußte diese Sprache noch lernen, was im Hause Bruyn nicht allzu schwierig war, da fast die ganze Familie diese Sprache beherrschte. Was Webb für die Ausbildung seines künstlerischen Geschmackes, für das Ideale, für die Ausbildung seines persönlichen Stiles bedeutete, das war Lairesse für die Technik, für den mechanischen Teil der Kunst. Es trägt in der deutschen Uebersetzung, die mir vorliegt, den Titel: „Des Herrn Gerhard de Lairesse Weltbelobten Kunst-Mahlers großes Mahlerbuch", Nürnberg 1728/30, 2 Bände. In der Einleitung sagt Lairesse, daß er sein Buch für Kunstjünger geschrieben habe, die sich „durch außerordentliche Begierde zu dieser Kunst und derselben Uebung wenden; aber wegen Entlegenheit des Ortes an guten Meistern und folglich an den Grundlehren Mangel leiden." Wir geben im folgenden eine kurze

Inhaltsübersicht:

Buch 1: Allgemeine Vorbemerkungen über Pinselführung, Untermalung, Schönheit. Lairesse definiert die Schönheit der

---

der Bilder, wie die Imagination sie uns dargiebt"; mechanisch-nachahmend ist sie als Nachahmung „Von Gegenständen, die wirklich vor Augen liegen". Webb, D., a. a. O. S. 6.

menschlichen Figur: „Es besteht demnach Schönheit der nackenden, sowohl männlichen als weiblichen Person darinn, daß erstlich die Gliedmaßen wohl proportioniert seynd. Zum anderen, daß sie eine schöne freye und gemächliche Bewegung, und endlich eine gesunde und frische Couleur haben“ [36]). Anschließend ausführliche Erörterungen über den menschlichen Körper, über seine Proportionen, seine Bewegungen, seine Farbe bei den beiden Geschlechtern.

Buch 2: Vom Ordinieren, d. h. Komponieren. Wie der erste Entwurf zu machen, wie vorzubereiten, wie aus anderen Bildern zu lernen, zu entnehmen; wie bei vielen, bei wenigen Personen zu verfahren sei. Unterschiede alter und junger Personen, der Geschlechter, Eigenart der Bewegungen der Glieder bei verschiedenen Affekten, ferner der Mienen. Lairesse rät dem Anfänger, sich vor einen Spiegel zu stellen und sein eigenes Mienenspiel zu beobachten, davon Skizzen zu machen, desgleichen mit Bewegungen zu tun. Ferner solle sich der Schüler ein Handbüchlein anlegen, um jeden bemerkenswerten Eindruck auf der Straße flugs zu zeichnen.

Buch 3: Ueber „Antike“ und „Moderne“. Antike geht durch alle Zeiten, kann Vergangenes, Gegenwärtiges, Zukünftiges darsttellen. Moderne ist von der Tagesmode abhängig, wechselt dauernd Vorbilder und Ausdrucksmittel.

Buch 4: Vom Kolorit. Farbenunterschiede, Harmonien, Gegensätze, Farben der Kleidung. Hell gegen dunklen Hintergrund, dunkel gegen hell usw.

Buch 5: Licht und Beleuchtung. Tageslicht, Sonnenlicht, Schatten, Licht in einem Raum, Wiederspiegelung im Wasser, verschiedene Lichter in einem Raum oder Bild. Sonne bei Auf- oder Untergang, in verschiedenen Ländern, Jahres- und Tazeiten. Mondlicht, künstliches Licht von Feuer, Kerzen und Lampen.

Buch 6: Von den Landschaften. Licht und Figuren in der Landschaft. Staffierung, Beiwerk, Kolorieren der Landschaft, Landschaftsgemälde in Gemächern.

Buch 7: Von den Kontrefaiten. Mängel des Körpers bei den wirklichen Menschen, und was die Portraitkunst daraus zu machen hat. Was bei den „Weibspersonen“ besonders zu beachten, wie Alter, Kleidung, Hintergrund zu behandeln, welche Gegenstände bei Personen verschiedenen Standes beizufügen seien. Empfehlung der Nachahmung großer Meister, die zwei Vorteile

---

[36]) Lairesse, Gerhard de, „Großes Mahlerbuch“, Nürnberg 1728, Band I, S. 24.

bringt: „Der erste ist, daß man durch dasselbe viele Unanständigkeiten, welche die einfältige Natur besitzet durch ihren Verstand und Kunst verbessert siehet; der zweyte, daß man sich auf diesen Fuß angewöhnet, selbige, soferne wir die Natur vor uns haben, zu verbessern“ [37]).

Buch 8: Von der Baukunst. Was der Historienmaler davon wissen muß: Die verschiedenen Stile, ihre Unterschiede, ihre besonderen Merkmale, Anwendungsmöglichkeiten. Bemerkungen, wie Säle zu bemalen, welche Bilder sich in Kammern, Gemächern schicken.

Buch 9: Von der Bemalung der Decken. Schwierigkeiten, Verkürzungen, Verwendung von Skizzen nach dem Leben in Deckengemälden. Anschließend ausgedehnte Darlegungen über die Götter der Heiden, über christliche Heilige, Engel usw. Von den Opfern bei den Heidenvölkern, den priesterlichen Handhauers. Vom Basrelief, vom Modellieren derselben usw.

Buch 10: Von der Bildhauerkunst. Materialien des Bildhauers. Vom Basrelief, vom Modelieren derselben usw.

Buch 11: Stilliegende und unbewegliche Dinge: Blumen, Früchte, Gold und Silber, musikalische Instrumente, Waffen, Feldzeichen, usw.

Buch 12: Blumen, ihre Verwendung in der Malerei, ihre Perspektive und Farbe usw.

Buch 13: Von der Kupferstechkunst.

Im Vergleich mit Webbs Buch ist Lairesse wenig von systematischem Aufbau und fester Gedankenfolge beschwert. Unsere Inhaltsübersicht zeigt, daß der erblindete Verfasser bestrebt war, das ganze damalige Atelierwissen in den einzelnen Büchern unterzubringen. Aber für Carstens war diese Sammlung von großem Wert.

Ueber Carstens Studium in dem großen Malerbuch von Lairesse wissen wir aus den Aufzeichnungen Fernows einiges: „Ich habe“, so erzählte Carstens, „das große Mahlerbuch von Lairesse unzählige Male durchgelesen und den einzelnen Teilen nach studiert. Hier fand ich praktisch Brauchbares, eine Handhabe, um die Technik anzupacken. Lairesse war meine Vogelorgel, und ich lernte ihn aufs Genaueste auswendig“. Und an anderer Stelle: „Im Lairesse fand ich über alle Gegenstände der Kunst ausführliche Belehrung von einem praktischen Künstler, gerade so, wie es mir not tat“.[38]) Daraus erhellt die äußerst intensive Befassung mit dem Werk,

---

[37]) Lairesse, Gerhard de, a. a. O. 2. Band, S. 40.

[38]) Sach, A., a. a. O. S. 121/22.

zugleich aber auch, daß es ihm vor allem um die Technik ging. Lairesse war ein praktischer, handwerklicher Künstler, und seine Anweisungen gingen bis in die kleinsten Einzelheiten der damals ausgebildeten Ateliertechnik. Es gab in dem Werk eine Unmenge Wissenswertem, von dem Carstens bislang noch nie etwas gehört hatte. Aber meist waren es Dinge, um deren Beschaffenheit und Behandlung man schlechthin wissen mußte, um sie mit etwas Uebung und Geschick anwenden zu können. Auch manche praktische Winke vermittelte das Werk, denen man anmerkt, daß sie vom Autor selbst erprobt waren. Diese starke Verwurzelung in der Praxis und das Drängen zur praktischen Anwendung, ist vielleicht der einzige einheitliche Zug in dem großen Werk. Für Carstens mögen besonders die Darlegungen über die menschliche Figur wichtig gewesen sein. Diese Teile waren von Lairesse mit besonderer Kenntnis und Sorgfalt bearbeitet. Er bemerkt ausdrücklich, daß er seine Studien über den menschlichen Körper bei der Herstellung von Illustrationen für ein anatomisches Werk sehr intensiv betrieben habe. Auch brachte er zu den wichtigeren Darlegungen, etwa zu den Proportionen, Bewegungen, Stellungen, Mienen des menschlichen Körpers, zu seinen Regeln der Kompositionen usw. ein instruktives, und für Carstens jedenfalls einfach unentbehrliches Bildmaterial, das eigens angefertigt war.

Lairesse drängte auch zu eigenen neuen Erfindungen, aber der Weg ging nach ihm ebenfalls über die Nachahmung der Meister und leitete zugleich zu einem ekklektizistischen Entlehnen von Darstellungsweisen an. Es läßt sich in Ermangelung weiterer Nachrichten über das Studium des Lairesse, und vor allem bei dem Fehlen irgendwelcher zeichnerischer und bildnerischer Produkte aus dieser Zeit nur vermuten, daß Carstens auf Grunde der Lektüre des Webb solchen Ausführungen kritisch und vielleicht ablehnend gegenüberstand. Auch in Bezug auf die praktische Betätigung und Uebung nach den in dem Werk gefundenen Anweisungen läßt sich nur die Vermutung aussprechen, daß sie bei dem ungewöhnlichen Eifer und der starken Neigung im gleichen Maße intensiv und ausgiebig gewesen sein wird, wie die überlieferte theoretische Befassung mit dem Werk.

Nach alledem kann für die Eckernförder Zeit eine vorwiegend theoretische Weiterbildung Carstens angenommen werden. Diese bezog sich gleicherweise auf den Erwerb von Kentnissen aus der Kunstgeschichte und der damaligen Atelierweisheit, vor allem aber auf die Grundlegung und das langsame Reifen gewisser, besonders durch die Lektüre des Webb vermittelten und geweckten Anschauungen und

Keime, die sich in der Folgezeit zu einem origenellen, persönlichen Stil auswachsen konnten.

Als Carstens 21 Jahre alt geworden war, versuchte er von Eckernförde loszukommen. Da aber die fünf kostenfreien Lehrjahre nicht einmal abgelaufen waren, mußte er zunächst die vertraglich festgelegte Frist abwarten, konnte dann aber nach Ablauf eines Jahres durch einen Betrag von 80 Talern seine Freiheit erkaufen. Im August 1786 siedelte er für drei Monate zu seinem Vetter nach Schleswig über. Er las hier erstmalig Uebersetzungen von Homer und Ovid, besichtigte eingehend die Kunstschätze Schleswigs und vor allem des Gottorper Schlosses, zu dem Jürgensen Zutritt hatte.

Kopenhagen: 1776—1783

Im November 1776 kam Carstens nach Kopenhagen und wohnte zunächst bei dem Schleswiger Maler Paul Ipsen, bei dem er das Oelmalen lernen wollte. Dieser riet ihm die Akademie zu besuchen. Carstens ging 2 Winter lang in die gleiche Vorlesung über Anatomie, aber wegen seiner Unkenntnis in der dänischen Sprache profitierte er davon wenig. Auch sagte ihm der Betrieb an der Akademie nicht zu, vor allem deshalb nicht, weil er unten anfangen sollte. Er kehrte zu seinen eigenen Methoden bald wieder zurück.

Carstens entdeckte schon in der ersten Zeit seines Aufenthaltes die Abgußsammlung der Antiken in der Akademie. Darüber erzählte er Fernow folgendes:

„In dem Antikensaale sah ich nun das Höchste und Vortrefflichste, von dem ich so vieles gehört und gelesen hatte, womit ich so oft meine Einbildungskraft erhitzte und wovon ich mir doch keine Vorstellung machen konnte; und wie unendlich weit übertraf es meine Erwartung! Alles was ich bisher von Kunst gesehen hatte, war mir nur als Menschenwerk erschienen, und ich dachte dabei, daß ich auch wohl dahin gelangen könne, dergleichen zu machen; aber diese Gestalten erschienen mir als höhere Wesen, von einer übermenschlichen Kunst gebildet, und es fiel mir nicht ein, zu denken, daß ich oder irgendein anderer Mensch je dergleichen hervorzubringen vermöchte. Ich sah hier zum ersten Male den vatikanischen Apollo, den Laokoon, den Farnesischen Herkules, den Borghesischen Fechter, u. a. und ein heiliges Gefühl der Anbetung, das mich fast zu Tränen bewegte, durchdrang mich; es war mir, als ob das höchste Wesen, zu dem ich als Knabe im Dom zu Schleswig oft so innig gebetet hatte, mir hier wirklich erschienen und nun mein Gebet erhört sei. Ich hätte mir keine größere Glückseligkeit denken und wün-

schen können, als immer in der Betrachtung dieser herrlichen Gestalten zu leben, und dieses Glück war nun wirklich in meiner Gewalt. Ich machte mit dem Aufseher des Antikensaales den Vertrag, daß er mich einließ, so oft ich kommen würde. Von nun an war ich fast täglich halbe Tage lang unter den Abgüssen, ließ mich bei ihnen einschließen und betrachtete sie unaufhörlich. Gezeichnet habe ich da niemals nach einer Antike. Ich glaubte das Nachzeichnen würde mir zu nichts helfen, und wenn ich es versuchte, so war mir, als ob mein Gefühl dabei erkalte. Ich dachte also, daß ich mehr lernen würde, wenn ich sie recht fleißig betrachtete und ihre Formen meinem Gedächtnis so fest einprägte, daß ich sie nachher wieder aus der Erinnerung richtig aufzeichnen könnte, und dies war auch das einzige, was ich nun für lange Zeit trieb. Zum Portraitmalen und Nachzeichnen hatte ich, seit ich in Kopenhagen war, alle Lust verloren. Eher wäre es mir möglich gewesen, nach den Antiken zu modellieren; sie nachzuzeichnen konnte ich mich nicht entschließen". [39])

Daß sich in diesem fast zweijährigen Studium der Antiken stärkste Nachwirkungen der Lektüre von Webbs Buch zeigen, darauf wiesen wir schon oben hin. Auch die Art der Betrachtung ist schon ansatzweise bei Webb zu finden, wo er im Vorwort dem jungen Künstler den Rat gibt, nicht viele Meisterwerke zu betrachten, sondern eine kleine Anzahl „und zwar zu verschiedenen Malen, und so betrachtet, daß man Zeit genug hat, die Ideen, welche sie erregen, wohl zu ordnen und zu bestimmen"[39*]). Auch zeigt dieser Text, daß eine ununterbrochene Linie läuft von den ersten Ahnungen wahrer Kunst im Dome zu Schleswig über die Lektüre des Webb zu den Antiken in Kopenhagen.

Uns interessiert hier besonders die Art, wie Carstens sich in das Studium der Antiken versenkte, das durchaus origenell und für einen Anfänger jedenfalls in diesem Umfange erstaunlich ist. Der Kern dieser Art des Studiums liegt in der bewußten Uebung und Ausbildung des künstlerischen Anschauungsvermögens. Seine Aufmerksamkeit wandte sich sowohl den Gesamtbildern als auch den Einzelteilen, den Gliedern, den Bewegungen, dem Ausdruck des Mienenspiels zu, und er hatte dabei vermutlich immer die ausführlichen Darlegungen seines Webb über Zeichnung, Grazie, Proportion, Charakter, Komposition usw. vor Augen. Carstens führte hier erst die Lektüre des Webb durch ein eingehendes Nachstudium an den plastischen Bildwerken selbst

---

[39]) Fernow, Karl Ludwig: „Leben des Künstlers A. J. Carstens", Leipzig 1806, S. 19/20. [39*]) Webb, D., a. a. O. S. LXXXII.

weiter. Die betrachteten Formen übten die Vorstellungskraft, bereicherten den Vorstellungsschatz, und ließen die in Eckernförde grundgelegten Keime allmählich zur Entfaltung kommen. Eigentümlich ist, daß Carstens betont, daß bei dem Versuch zu kopieren sein „Gefühl" erkalte, woraus erhellt, wie stark in ihm die Idee vom ideal-erfindenden Kunstschaffen inzwischen geworden war.

Am Schluß des Textes findet sich die Bemerkung, daß es Carstens wohl möglich gewesen wäre, nach den Antiken zu modellieren. Er machte schon bald die Bekanntschaft eines Magdeburger Bildhauers, namens Wohler, der einige Zeit in Rom gewesen war, und „daselbst verschiedene Statuen in halber Lebensgröße nach den Antiken in Ton modelliert, sie dann stückweise gebrannt und so mit zurück gebracht hatte". Davon entlieh sich Carstens einzelne Teile in seine Wohnung und machte daran seine Studien. Wie er das in Verbindung und Ergänzung mit den betrachtenden Studien an den Antiken betrieb, das wird aus seinen eigenen Worten am besten klar:

„Da ich jetzt fleißig zu komponieren anfing, so fand ich bald, woran es mir hauptsächlich fehlte, wenn ich meine entworfenen Figuren weiter ausführen wollte: ich konnte mir wohl das Ganze, aber nicht immer alle Teile deutlich genug vorstellen. Aber ich ruhte nicht, bis ich es auch dahin brachte, um nicht ein bloßer Skizzenmacher zu werden. Vorzüglich benutzte ich auf diese Art zu meinen Studien, den borghesischen Fechter. Durch diese stete Uebung meiner Einbildungskraft, mir alle Gegenstände rund (das ist plastisch) vorzustellen, und mir Formen und Umrisse derselben von allen Seiten wohl einzuprägen, wobei mich die anatomischen Kenntnisse, die ich bereits hatte, unterstützten, gelangte ich endlich dahin, daß ich einen Teil, wenn ich ihn einmal in verschiedenen Ansichten und Lagen recht durchstudiert und einige Mal die Anwendung davon in eigenen Erfindungen gemacht hatte, nachher in den vornehmsten Stellungen und Verrichtungen ziemlich richtig aus der Vorstellung aufzeichnen konnte, und was ich auf diese Weise einmal recht begriffen hatte, vergaß ich nicht leicht wieder. So studierte ich alle Teile des Körpers mehrmal mit der Anwendung in eigenen Erfindungen durch und erwarb meiner Vorstellungskraft eben die Uebung und Fertigkeit, welche andere Künstler durch vieles Nachzeichnen bloß in Hand und Auge bringen, welches mir in der Folge für die Leichtigkeit im Erfinden und Komponieren sehr nützlich gewesen ist.[40])

[40]) Sach, A., a. a. O. S. 161/62. Auch später kehrte Carstens

Auch dieser Text läßt das bewußte Ueben der Vorstellungskraft und des künstlerischen Anschauungsvermögens in Richtung auf den ideal-erfindenden Teil der Kunst deutlich werden. Carstens hatte „schon lange den Trieb, selbst etwas zu erfinden", und es fehlte ihm in „der Vorstellung nicht an Bildern"; „Aber", so fährt er fort, „ich konnte mir anfangs keines so recht zur Deutlichkeit bringen und festhalten, daß ich es hätte aufzeichnen können".[41]) Diese planmäßigen Uebungen helfen ihm über diese Mängel hinweg, er zog dabei auch fleißig seine Bücher zu Hilfe und fand, daß „diese einsame und mühselige Art zu studieren und gleichsam alles selbst zu entdecken" ihn nur langsam weiter brachte. Aber dafür hatte er „unter anderen Vorteilen" auch den, daß er von „allem Schlendrian der akademischen Kopierkunst frei blieb und durch keine Manier auf Irrwege geleitet wurde".[42]) Er kam durch seine Versuche allmählich dahin, seine eigenen Erfindungen notdürftig ausdrücken zu können, „die sich anfänglich bloß auf Kompositionen von einer oder zwei Figuren einschränkten". Carstens künstlerische Selbstbildung war damit in ihren wesentlichen Momenten zu einem gewissen Abschluß gelangt. Was er weiterhin trieb, zumal in der Lübecker Zeit, diente nur dem Ausbau und der Weiterführung von Stil und Technik. Nach mißglückten Versuchen des Romstipendium der Akademie zu erhalten, machte er im Frühjahr 1783 mit 2 Gefährten eine Italienreise, die in Mantua schon ihr Ende fand. Hier und in Mailand verweilte er einige Zeit, verbrachte Stunden und Tage in stiller Betrachtung vor den Kunstwerken, ohne sie zu kopieren. Besonders tief beeindruckten ihn die Werke des Julius Romanus (eines Schülers Raffaels) und Lionardo da Vincis Abendmahl. Nach kurzem Aufenthalt in Zürich, kehrte er bald nach Lübeck zurück, wo er sich einstweilen niederließ.

Zusammenfassend läßt sich die Linie seiner autodidaktischen Entwicklung in folgender Weise umschreiben: Carstens Werdegang war wegen der ungünstigen Umwelt, wegen des Mangels fast jeglicher Anleitung und Förderung von Anfang an auf autodidaktische Selbsthilfe angewiesen. Sein tiefer Drang zu künstlerischem Schaffen vermochte zunächst triebhaft, dann bewußt Mittel und Wege zu finden, die ein

---

bei Kompositionen zu Zeichnungen häufig zu bildnerischen Entwürfen vor der Ausführung zurück.

[41]) Fernow-Riegel: „Carstens Leben und Werk". Hannover 1867, S. 53.

[42]) Sach, A., a. a. O. S. 164.

zwar langsames, aber stetiges Wachsen seiner künstlerischen Ausdrucksfähigkeit gewährleisteten. Durch diesen anfangs erzwungenen, später bewußten Verzicht auf die Atelierausbildung seiner Zeit wurde Carstens zu dem bahnbrechenden Vorläufer einer neuen klassizistischen Kunstepoche.

Parenthetische Fälle: Defregger, Achtermann, Menzel

Im folgenden seien drei weitere ähnlich gelagerte Fälle angefügt, Franz Defregger, Wilhelm Achtermann, Adolf von Menzel, bei denen wesentliche Strecken der künstlerischen Entwicklung unter ähnlichen Bedingungen durchgemacht wurden, zum Teil in ähnlich ungünstiger Umwelt wie bei Carstens.

Bei dem Tiroler Bauernmaler Franz Defregger (1835—1921) war die Jugendumwelt gleichfalls ungünstig. Ein einsamer Bauernhof im Gebirge, wo kein Mensch Sinn und Verständnis hatte für seine bildnerische Betätigung an Rüben, Kartoffeln und Teig, für das Zupfen und Schneiden von Figuren in Papier, das Defregger lange Zeit in Ermangelung eines Bleistiftes betrieb, hielt ihn bis zu seinem 21. Lebensjahr gefangen. Beim Hüten des Viehes hatte er hinlänglich Zeit für seine Neigungen, und als ihm ein Bleistift in die Hände fiel, war keine Fläche im Haus vor seinen Versuchen und Uebungen sicher. Die Dorfschule gab weder Anleitung noch Förderung, und nachher blieb ihm nur wenig Zeit neben der harten Tagesarbeit.

Und doch erreichte Defregger soviel, daß der Lehrer an der Kunstgewerbeschule in Innsbruck, wohin er sich auf den Rat seines Pfarrers nach einem mißglückten Versuch zur Auswanderung begeben hatte, mit den Leistungen des 21 jährigen „sehr wohl zufrieden" war, und zwei Zeichnungen aus heimatlichen Erlebnissen nach eigener Erfindung, die ihm der Lehrer auftrug, als „mit großer Naivität und ungewöhnlich scharfer Charakteristik gemacht" beurteilte[43]). Was er später noch in München und Paris bei Meistern (u. a. bei Piloty) lernte, ging meist auf Vervollkommnung der Technik und auf Bereicherung seiner Kenntnisse hinaus. Das Wesentliche hatte er sich selbst erarbeitet, wie Pecht gesteht, dem Defregger seine Entwicklung zur Kunst erzählte[44]).

Die treibenden Kräfte dabei traten, wie bei Carstens, schon sehr früh auf: solange er zurückdenken mag, regte sich in ihm „der Trieb zur Kunst"[45]). Der drängte ihn schon früh zu den primitiven Versuchen, ließ ihm keine Ruhe und trieb zur fortgesetzter Uebung und Beobachtung.

---

[43]) Rosenberg, A., „Franz Defregger", Leipzig 1900, S. 8.

[44]) Pecht, Fr., „Deutsche Künstler des 19. Jahrhunderts", Nördlingen 1879, II. Band, S. 35.

[45]) Pecht, Fr., a. a. O. S. 31.

Als entscheidendes Moment ist auch bei Defregger die rastlose Betätigung im Beobachten, Vergleichen und Ueben deutlich erkennbar, was trotz der ungünstigen Lage zu einem zwar langsamen, aber dauernden Fortschritt führte.

Auch Wilhelm Achtermann, der westfälische Bildhauer (1799—1884), erzählte später von seiner „angeborenen Neigung, einer unbesiegbaren Leidenschaft zum Schnitzeln“[46]), die ihn als kleiner Hütebube bei seinem Onkel bewog, zunächst an seinem Peitschenstock, dann an geeigneten Holzstücken das Messer anzusetzen. Der Widerstand des eigenwilligen Onkels vermochte den Drang nicht zu ersticken. Trotz Strafe und Drohungen schnitzelte er weiter, vernachlässigte seine Herde und war bei seiner Rückkehr in die väterliche Schreinerwekstatt mit 27 Jahren so weit, daß ihm der Vater die Schnitzarbeiten an einem Orgelgehäuse übertragen konnte, daß sich der damalige Oberpräsident von Westfalen, Freiherr von Vincke, seiner annahm und ihn nach Berlin, an Schadow und Rauch warm empfahl. Diese waren mit seinen Erstlingsarbeiten zufrieden, sodaß Rauch ihn in sein Atelier aufnahm, obwohl Achtermann nie Anleitung und Förderung erfahren hatte.

In einem gewissen Gegensatz zu den beiden vorhergehenden Fällen autodidaktisch-künstlerischer Selbstbildung stehen, besonders hinsichtlich der Umwelt, die Anfänge Adolf von Menzels (1815—1905). Auch er begann schon sehr früh „jenes autodidaktische Treiben, ... das mich auch für die Folgezeit beim Studium ohne Meister beharren ließ“[47]). Aber er erhielt vom Vater, der sich lithographisch betätigte, mannigfache Anregungen, sowohl für seine Technik als auch durch Vorlagen für die Bildung seines künstlerischen Anschauungsvermögens. Die Uebersiedlung von Breslau nach Berlin gab dem Fünfzehnjährigen Gelegenheit, „halbe Tage vor den öffentlichen Monumenten, den Schaufenstern und Kunsthandlungen, den Antiken“[48]) zu verbringen. Diese vielen Anregungen förderten Menzel sehr schnell, sodaß er, als er im Sommer 1833 die Akademie besuchen wollte, bald wieder wegblieb, „da er sich überzeugte, daß das, was damals dort gelehrt wurde, ihm nicht viel nützen könne“[49]). Er blieb beim „Studium ohne Meister“ und

---

[46]) Strunk, J. M., „Wilhelm Achtermann“, Vechta 1931, S. 10.

[47]) Pecht, Fr., a. a. O. S. 309.

[48]) Pecht, Fr., a. a. O. S. 301.

[49]) Knackfuß, H. v., „Adolf von Menzel“, Bielefeld 1895, S. 2. Auch von dem Pferdemaler Franz Krüger (1797—1857) wird berichtet, daß ihm auf Grund seiner Fortschritte, die er schon als Kind im Zeichnen von Pferden, Hunden usw., meist autodidaktisch machte, die Akademie nicht behagte, und er nach kurzem Besuch auf eigeno Faust in den königlichen Marställen in Berlin seine Jugendübungen wiederaufnahm. S. Cohn, M., „Franz Krüger“, Breslau 1909.

fand mit seiner ersten Veröffentlichung, dem Heft „Künstlers Erdenwallen“ (1833) die Anerkennung der Kunstwelt für seine Arbeitsweise. Mit 21 Jahren malte er sein erstes Oelbild „nach einer mühselig autodidaktischen Technik, mehr knetend als malend“[50].

Die für die künstlerische Entfaltung günstige Umwelt in Verbindung mit einer stark drängenden künstlerischen Neigung führten hier zu einer schnelleren Entwicklung als bei Carstens, Defregger und Achtermann.

---

[50]) Tschudi, Hugo von, „Aus Menzels jungen Jahren“, Berlin 1906, S. 14.

Heinrich Schliemann

Quellen:

a) Für die Untersuchung des Autodidaktentums in Schliemanns Leben kommt vor allem die Selbstbiographie in Betracht, die er seinem großen Werk „Ilios“ voranstellte. Sie umfaßt außer Schliemanns Jugendzeit, die Jahre seiner kaufmännischen Tätigkeit und auch seine Ausgrabungen bis zum Jahre 1879. In stark verkürzter Form findet sie sich schon in dem Erstlingswerk der eigentlichen Ausgrabungsperiode: „Ithaka, der Peloponnes und Troja“. Als selbständiges Buch wurde sie von seiner zweiten Frau Sophie 1892 herausgegeben, bearbeitet von A. Brückner. Die neueste Ausgabe erfolgte 1931 als dritte und vierte Veröffentlichung des ersten Jahres der „Mecklenburgischen Gesellschaft“ in zwei Bändchen (Leipzig 1931), bearbeitet und ergänzt von Alfred Brückner.

Für die Zeit von der Auflösung seines Geschäftes (1863) ab, also der beginnenden Ausgrabungszeit, sind vor allem die tagebuchartigen Berichte zu berücksichtigen:.

b) „La Chine et le Japon“, Paris 1867, verfaßt gelegentlich seiner Weltreise 1864/5 auf der Ueberfahrt von Japan nach Amerika. Reiseeindrücke aus China und Japan bilden den Hauptinhalt.

c) „Ithaka, der Peloponnes und Troja“, Leipzig 1869; Tagebuch über die erste informatorische Reise nach Griechenland und Kleinasien. Kleinere Versuchsgrabungen, ihre Beschreibung und angeknüpfte Erörterungen. Versuch eines Beweises, daß Homers Troja nicht in Bunarbaschi, sondern in Hissarlik zu suchen sei.

d) „Trojanische Altertümer“, Leipzig 1874; Bericht über die erste dreijährige Ausgrabungskampagne von 1871—73. Er ist im Wesentlichen eine Ueberarbeitung von Tagebuchnotizen im Grabungsfeld, zeigt Schliemanns Unkenntnis in Bezug auf wissenschaftliche Methoden der Ausgrabung, starke Unsicherheit in der Deutung der Funde. Grundzug ist der ungestüme Drang, das alte Troja zu finden.

e) „Mykenae“, Leipzig 1878; Auch dieses Werk, das er in kurzer Zeit hinschreibt, ist noch vorwiegend Tagebuch. Die Grabungsmethoden werden schon zweckmäßiger, die Deutungen

vorsichtiger. Die Beschreibung der Ergebnisse, der „Königsgräber" ist stark volkstümlich gehalten, weitschweifig, und bis in die kleinsten Einzelheiten sich verlierend. Sie bilden den Hauptteil des Buches.

f) „Ilios", Leipzig 1881; Dieses Werk, dem, wie oben bemerkt, erstmalig eine größere selbstbiographische Skizze vorangestellt wurde, zeigt merklich einen Wandel vom „Schatzgräber" zum „Gelehrten Mann", wie Virchow im Vorwort schreibt. Die tagebuchartige Berichterstattung verschwindet, an ihre Stelle tritt eine systematische Behandlung der Oertlichkeit, der Geschichte Trojas, der verschiedenen Deutungen über Lage und Ausdehnung, der Grabungsergebnisse, in den damals von Schliemann verfochtenen Schichten und Lagerungen. Das Verweilen Virchows und des französchen Archäologen Burnouf bei der letzten Grabung (1879) ist deutlich spürbar. Schliemann gibt in dem umfangreichen Werk ein Gesamtergebnis seiner Grabungen in Hissarlik.

Wie hier, so arbeitete Schliemann bei den weiteren Grabungen nie mehr allein. Immer stärker zeigt sich der Einfluß von Fachleuten. In Orchomenus 1880 ist Professor Sayce-Oxford bei ihm und Wilhelm Dörpfeld, Richard Borrmann und Fr. Gräber sind wenigstens vorübergehend da. Bei der Grabung von 1882 in Troja ist Dörpfeld und Höfler dauernd im Grabungsfeld und das Buch über diese Arbeiten „Troja" (Leipzig 1884) trägt davon deutliche Spuren. In dem Werk über die Grabung in Tiryns (1884/85) „Tiryns", (Leipzig 1886) beschreibt Schliemann nur den Verlauf der Grabung und die Funde des ersten Jahres, während Dörpfeld die freigelegten Bauwerke, und auch die Grabungsarbeiten des Jahres 1885 behandelt.

g) Schließlich darf bei einer Arbeit über Schliemanns Autodidaktentum die erste größere Biographie über Schliemann von Emil Ludwig: „Schliemann" (Berlin 1932) nicht unberücksichtigt bleiben, da sie eine Fülle neuen, bislang unerreichbaren Materials bringt. Ludwig erhielt vor einigen Jahren von der Familie Schliemann, seiner zweiten Frau, Sohn und Tochter, den Auftrag — wie er sagt — die Biographie zu schreiben[1]) und zugleich die Möglichkeit, den äußerst umfangreichen Nachlaß Schliemanns zu benutzen. Dieser zählt — nach Ludwig — in zwei großen Schränken etwa 150 Bände (ca. 20 000 Einzelstücke) „Tage- und Notizbücher . . . die Geschäfts- und Kontobücher, die Familienbriefe, die Urkunden, Pässe und Ehrungen, Riesenbände seiner Sprachstudien . . . Zeitungsausschnitte aus allen möglichen Gebieten, Listen mit historischen Zahlen, selbstgemachte Wörterbücher in einem Dutzend

---

[1]) Ludwig, Emil, „Schliemann", Berlin 1932, 23/24.

Sprachen“[2]). Das alles lag seit dem Tode Schliemanns in Athen, der Oeffentlichkeit nicht zugänglich. Es leuchtet ein, daß an diesem umfangreichen neuen Material nicht achtlos vorübergegangen werden konnte, auch wenn Ludwig keine Zeile seines Buches mit Hinweisen belegt, die die Nachprüfung seiner Darstellungen gestatten. Wo er nach Schliemanns schon oben angeführten Werken darstellt und zitiert, ließ er doch nicht gerade peinliche Sorgfalt walten, wie sich an manchen Stellen nachweisen läßt. Im übrigen muß man sich darauf verlassen, daß er „neun Zehntel“ seines Materials jenem Archiv entnommen habe, und was „an kleinen Einzelheiten dazu erzählt wurde . . . größtenteils von Sophie Schliemann“ stammt[3]). Wir benutzen Ludwigs Auslassungen nur soweit, als er aus Schliemanns Nachlaß wörtlich zitiert, ohne auch nur im Geringsten uns mit den bisweilen phantastischen Schlußfolgerungen eines „Portraitisten“, dessen Grundsatz ist, „nie zu forschen, nur zu gestalten“ zu identifizieren.

Nach den vorliegenden Quellenmaterial hat Schliemann vor allem auf zwei Feldern autodidaktisch gearbeitet. Das erste ist durch das Erlernen von etwa 18 Fremdsprachen gekennzeichnet, während das zweite Feld die Anfänge seiner Ausgrabungen umfaßt. Mit dem ersten war in Amsterdam vermutlich auch ein autodidaktisches Eindringen in weite Bereiche kaufmännischer Kenntnisse und Fertigkeiten verbunden, was jedoch wegen der geringen Ausbeute der Quellen nicht eigens behandelt werden kann.

Bevor wir eine gesonderte Betrachtung der beiden Felder geben, sei eine kurze Lebensskizze vorangestellt.

Geboren am 6. Januar 1822 in Neu-Buckow in Mecklenburg-Schwerin als Sohn eines protestantischen Predigers, verbrachte er seine Kinderjahre in dem Dorf Anckershagen, wohin der Vater bald nach der Geburt des Knaben versetzt wurde. 1831 starb seine Mutter und Heinrich kam bald darauf zu einem Onkel, dem Prediger Friedrich Schliemann in Kalkhorst (Mecklenburg), von wo er nach einer Vorbereitung durch den Kandidaten Karl Andres mit elf Jahren auf das Gymnasium in Neustrelitz kam. Aber schon nach drei Monaten mußte er infolge schwieriger Familienverhältnisse dieses wieder verlassen und zur Realschulle übergehen, die er mit 14 Jahren verließ. Von 1836 bis 1841 war er Handlungsgehilfe in einem kleinen Krämerladen in Fürstenberg (Mecklenburg-Strelitz), ging von hier nach Rostock und Hamburg, erlitt als Kajütenjunge auf der Brigg „Dorothea“, die nach Venezuela bestimmt war, in der Nacht vom 11. zum 12. Dezember

---

[2]) Ludwig, E., a. a. O. S. 24.
[3]) Ludwig, E., a. a. O. S. 27.

1841 an der holländischen Küste Schiffbruch. Von 1842—46 war er in Amsterdam kaufmännischer Angestellter, kam wegen seiner Sprachkenntnisse sehr schnell vorwärts, und wurde 1846 von seiner Firma als Agent nach Rußland geschickt. Hier gelang es ihm in kurzer Zeit, ein eigenes Geschäft aufzubauen und ein ungeheures Vermögen anzusammeln. 1863 zog er sich vom Geschäft zurück, machte 1864/65 eine Reise um die Welt, ließ sich dann in Paris nieder, um sich vorwiegend archäologischen Studien zu widmen. 1868 machte er eine erste informatorische Reise nach Griechenland und Kleinasien und begann 1871 mit den Arbeiten zur Ausgrabung und Erforschung des Hügels Hissarlik in der Ebene von Troja. 1874 und 1876 grub er in Mykenae, 1879 wieder in Troja, 1880 in Orchomenos, 1882 war er wieder in Troja und grub 1884/85 das alte Tiryns aus. Eine Ohrenoperation setzte am 26. Dezember 1890 seinem rastlosen Leben ein Ende.

Schliemanns Sprachenlernen:

1) Zeitliche Bestimmungen.

Heinrich Schliemann hat während seines Lebens außer seiner deutschen Muttersprache 18 weitere Sprachen erlernt. Nachdem er in seiner Kindheit von seinem Vater und einem Privatlehrer einigen Unterricht in der lateinischen Sprache erhalten, und auf der geplanten Reise nach Venezuela mit spanischem Selbstunterricht eben begonnen hatte, nahm er in Amsterdam als Laufbursche das Erlernen fremder Sprachen nach seiner eigenen Methode zielstrebig in die Hand. Im Anfang des Jahres 1842 begann er mit Englisch und hatte sich in „einem halben Jahre“ eine „gründliche Kenntnis“ angeeignet. Im nächsten halben Jahre „bemeisterte“ er die französische Sprache, und sein Gedächtnis hatte er in diesem Jahre derart gestärkt, daß ihm „die Erlernung des Holländischen, Spanischen, Italienischen und Portugisischen außerordentlich leicht wurde“, und kaum mehr als 6 Wochen gebrauchte, „um jede dieser Sprachen fließend sprechen und schreiben zu können“.[4]) Russisch begann er 1844 ohne jegliche Hilfe und schrieb schon nach 6 Wochen seinen „ersten russischen Brief“ an einen Londoner Agenten einer russischen Indigo-Firma, und konnte sich auch mit russischen Kaufleuten in Amsterdam „fließend in ihrer Muttersprache unterhalten“.[5]) Schwedisch und Polnisch lernte er 1854.[6]) In diese Zeit fällt auch vermutlich die Erlernung der sloweni-

---

4) Schliemann, H., „Ilios“, Leipzig 1881, S. 12.
5) Schliemann, H., a. a. O. S. 14.
6) Schliemann, H., a. a. O. S. 15.

schen, dänischen und norwegischen Sprache, die in einem Brief vom Sommer 1856 erwähnt wird.[7]) Nach Beendigung des Krimkrieges (1856) ging Schliemann an die Erlernung des Neugriechischen und bemeisterte „in der kurzen Zeit von 6 Wochen die Schwierigkeiten" dieser Sprache. Anschließend ging er zur altgriechischen Sprache über, von der er in „drei Monaten eine genügende Kenntnis erlangte", um einige alte Klassiker, besonders „Homer verstehen zu können".[8]) Im Sommer 1858 nahm er das in der Kindheit abgebrochene Studium der lateinischen Sprache wieder auf, das ihm nur „wenig Mühe" machte. 1858/59 lernte er auf seiner ersten Orientreise das Arabische, nahm aber ein „eingehendes Studium der Sprache"[9]) erst später in Petersburg vor. Auf der Weltreise (1864/65) lernte Schliemann die persische Sprache, was er in einem Brief an seine frühere russische Frau erwähnt.[10]) Zuletzt eignete er sich auch noch bei Beginn seiner Ausgrabungen in Konstantinopel das Türkische an, um die Wende des Jahres 1870/71, worüber er in einem Brief an seine zweite Frau Mitteilung machte.[11])

Schliemann brauchte für die Erlernung einer Sprache gewöhnlich nur kurze Zeit. Für die beiden ersten, Englich und Französisch, gibt er je ein halbes Jahr an, für Altgriechisch drei Monate. Sonst faßt er sich recht summarisch und betont, daß er gewöhnlich in etwa 6 Wochen eine Sprache fließend sprechen und schreiben gelernt habe. Das darf bei Schliemanns Hang zur phantasievollen Uebertreibung nicht allzu genau genommen werden. In Wirklichkeit mag er nach 6 Wochen angestrengter Lernarbeit über ein paar tausend Worte verfügt haben und auf Grund seiner Methode auch über einen mäßigen Schatz von Phrasen des täglichen Sprachgebrauchs, die er, weil auswendig gelernt, auch sprechen und schreiben konnte.

Es fragt sich noch, ob in der Reihenfolge des Erlernens der einzelnen Sprachen etwa ein Plan stecke. Das kann mit Recht verneint werden, denn schon ein Blick auf unsere

---

[7]) Ludwig, E., a. a. O. S. 106.

[8]) Schliemann, H., a. a. O. S. 18.

[9]) Schliemann, H., a. a. O. S. 20.

[10]) Ludwig, E., a. a. O. S. 134/35.

[11]) Ludwig, E., a. a. O. S. 167. Schliemann war zweimal verheiratet. Seine erste Frau war eine Russin, von der er sich nach seiner Weltreise scheiden ließ. 1865 heiratete er eine 30 Jahre jüngere Griechin aus Athen, die bei den Ausgrabungskampagnen ihm begeistert zur Hand ging und meistens mit ihm im Grabungsfeld weilte.

chronologische Aufstellung zeigt, daß bei den meisten der modernen Fremdsprachen die jeweilige, meist kaufmännisch bedingte Brauchbarkeit ausschlaggebend war, während bei den antiken Sprachen, sowie beim Persischen und Arabischen der Durchbruch bestimmter Jugendneigungen maßgebend wirkte.

2) Ziel und Zweck:

Schon bei dem ersten Versuch des Erlernens einer modernen Fremdsprache auf der geplanten Reise nach Venezuela stand ein praktischer Zweck im Vordergrund. Denn zum Fortkommen in der neuen Heimat brauchte er Spanisch, und darum wollte er die lange Seereise zum Erlernen dieser Sprache benutzen. Noch stärker zeigt sich diese praktisch-zweckhafte Einstellung in der Amsterdamer Zeit. Als Laufbursche kam er viel in der Stadt herum und merkte bald, daß Sprachenkenntnis eine unumgängliche Notwendigkeit sei, um an dem internationalen Handelsplatz Amsterdam vorwärts zu kommen. Er selbst war sich darüber klar, denn er betont: „Darauf ging ich um meine Stellung zu verbessern, eifrig an das Studium der modernen Sprachen".[12]) Und es gelang ihm nach zwei Jahren auf Grund seiner Kenntnis der im schnellen Zuge nacheinander erlernten 6 Sprachen eine gute Stelle als Korrespondent und Buchhalter zu erlangen. Die Geschäftsverbindungen des Handelshauses nach Rußland legten ihm den Gedanken nahe, „durch die Kenntnis des Russischen . . . sich noch nützlicher machen zu können".[13]) Als sich in Rußland sein Geschäftsbereich bis in die Nachbarstaaten erstreckte, lernte er kurzer Hand die für seine kaufmännischen Zwecke wichtigen Sprachen. Türkisch lernt er bei Beginn der Ausgrabungen, um „alle Unterhandlungen wegen des Terrains auf türkisch selber führen"[14]) zu können. Anders ist das bei der Erlernung des Alt- und Neugriechischen, des Lateinischen, sowie auch des Arabischen und Persischen. Der praktisch-kaufmännische Zweck fällt hier ohne weiteres weg. Es galt vielmehr, sich durch Sprachenkenntnis einen Zugang zu Schrifttum und Kultur der betreffenden Völker zu erschließen. Mehr Licht fällt auf die Beschäftigung Schliemanns mit diesen fünf zuletzt genannten Sprachen, wenn wir die Motive seines Sprachenlernens einer näheren Betrachtung unterziehen.

---

12) Schliemann, H., a. a. O. S. 11.

13) Schliemann, H., a. a. O. S. 13.

14) Ludwig, E., a. a. O. S. 159.

3) Motive:

Als Hauptmotiv, das durchgehends dem Erlernen der 13 modernen Fremdsprachen zugrundelag, ist der kaufmännische Erwerbssinn zu nennen. Der nahm freilich in den verschiedenen Etappen der kaufmännischen Entwicklung jeweils andere Formen an. Zunächst ging es in hartem Existenzkampf um eine vorläufige wirtschaftliche Sicherung seiner Person. In der Position als Korrespondent und Buchhalter tritt er aber wieder klarer hervor.

Zu diesem Erwerbssinn kam bei Schliemann der Wunsch, sich seiner Jugendfreundin, Minna, würdig zu zeigen. Wie tief die Neigung zu ihr und der Einfluß auf sein Streben war, wurde deutlich, als er von Rußland aus 1846 um ihre Hand anhielt und bei der Absage sich „vollständig unfähig zu irgendwelcher Beschäftigung“ [15]) fühlte und krank darniederlag.

Zu den beiden angeführten Motiven gesellt sich noch ein drittes: die schon in der Kindheit sich offenbarende Neigung für Geheimnisvolles und Exotisches, verbunden mit der ausgeprägten Tendenz, es näher zu erforschen und zu ergründen. In der Selbstbiographie hat Schliemann mit liebevoller Hingabe seine Kindheitserinnerungen niedergelegt und sie in direkte Verbindung mit seinem Lebensziel, den Ausgrabungen gebracht. Wichtig ist indes jetzt für uns, daß diese Neigung, die zunächst an den Geheimnissen der Dorfwelt reichlich Nahrung fand, vom Vater auch zeitig auf die homerische und antike Welt gelenkt wurde. Diese Neigung wurde zur Rettung aus dem niederdrückenden Krämerdasein in Fürstenberg, als ein betrunkener Müllerbursche mit der Rezitation homerischer Verse die Kindheitsneigung zur hellen Flamme anfachte. Seit diesem Tage sann Schliemann auf Wege, seiner Neigung folgen zu können. Nachdem ein Amerikaplan am Widerstand des Vaters gescheitert war, verdingt er sich kurzer Hand als Schiffsjunge, um nach Venezuela zu kommen. Schiffbruch und Elend in Amsterdam entmutigen ihn nicht, und er schreibt kurz darauf seinen Schwestern, daß er „über Batavia nach Japan“ [16]) gehen will, allerdings erst, wenn er sich dazu gründlich vorbereitet hat, wofür er 6 Jahre rechnet. Nach dem Krimkrieg brach

---

[15]) Schliemann, H., a. a. O. S. 14. Mit Minna hatte Schliemann in seiner Kindheit Entdeckerfahrten in der kleinen Dorfwelt gemacht, bei ihr für seine Schwärmereien Verständnis gefunden und mit ihr wollte er später Troja ausgraben.

[16]) Ludwig, E., a. a. O. S. 61.

diese Neigung plötzlich wieder durch, nachdem er seine wirtschaftliche Existenz gesichert hatte. Auch vorher hatte sie schon stark in ihm gedrängt zum Erlernen der griechischen Sprache, aber er fürchtete, daß der Zauber der griechischen Welt ihn seinen „kaufmännischen Interessen entfremden möchte". Bemerkenswert und für die Tiefe der Neigung aufschlußreich ist die zweijährige, fast ausschließliche Beschäftigung mit der altgriechischen Literatur. Bei den früheren Sprachen hatte er sich, wenn überhaupt, dann nur flüchtig mit der Literatur des betreffenden Landes befaßt.

Es hat den Anschein, daß seine Jugendneigung sich in den kaufmännischen Jahren im Sprachenlernen einen Ersatz schuf, wenn man liest, daß er schon in Amsterdam von seiner „Leidenschaft für das Studium"[17]) der Sprachen redet, oder seiner Schwester als 33jähriger schreibt: „Meine Erholung sind die Sprachen, an die mich eine wilde Leidenschaft fesselt"[18]), oder später seiner russischen Frau: „. . . ich hielt es für das größte Lebensglück, viele fremde Sprachen zu beherrschen . . ."[19]). In den Uebungsheften zur neu- und altgriechischen Sprache läßt Schliemann seiner Jugendneigung freien Lauf. Die mannigfachen Hinweise und Erinnerungen an die Kindheit und Jugendumwelt neben den schwärmerischen Erhebungen des Griechentums deuten auf die Verbindungsfäden.[20]) Seit dieser Zeit ist die Jugendneigung entschieden in der Führung. Sie läßt das Studium des Lateinischen sowohl als auch des Arabischen und Persischen in den nächsten Jahren erklärlich erscheinen. Auch die Orientreise 1858/59, die erste Reise ohne praktisch-kaufmännischen Zweck, scheint von dieser Neigung diktiert. Der Orient lockte ihn schon in den Tagen der Kindheit. Daß sich seine Neigung sogar bis zur Tollkühnheit steigern konnte, zeigt der von Ludwig mitgeteilte Umstand, daß er sich sogar, um Mekka ungefährdet besuchen zu können, heimlich beschneiden ließ, um so bei seiner Sprachenkenntnis als echter Mohammedaner zu gelten.[21])

---

[17]) Schliemann, H., a. a. O. S. 12.

[18]) Ludwig, E., a. a. O. S. 109.

[19]) Ludwig, E., a. a. O. S. 134.

[20]) Ludwig, E., a. a. O. S. 110 ff. Leider gibt Ludwig nur sehr wenig aus diesen für Schliemanns damalige Situation aufschlußreichen Heften.

[21]) Ludwig, E., a. a. O. S. 117/18. Schliemann teilte das nur seinen nächsten Angehörigen mit. Wäre es zu seinen Lebzeiten bekannt geworden, „dann liefe er Gefahr, von irgend einem frommen Mohammedaner auch noch nach Jahrzehnten getötet zu werden".

Schliemann hat in seiner Selbstbiographie bemerkt: „Inmitten allen Gewühls des geschäftlichen Lebens aber hatte ich nie aufgehört, an Troja zu denken . . . wohl hing mein Herz jetzt am Gelde, aber nur, weil ich dasselbe als Mittel zur Erreichung dieses meines großen Lebenszweckes betrachtete".[22]) Das klingt wie die spätere Stilisierung und billige Deutung eines alten, erfolgreichen Mannes. Und doch kann uns diese Jugendneigung, große Strecken seines Lebens und Strebens, vor allem auch das Studium einer Reihe von Sprachen im Grunde erklären.

Schliemanns Methode des Sprachenlernens

Im folgenden gilt es noch einiges zu sagen über Schliemanns Methode des Sprachenlernens, in der zugleich sein Autodidaktentum auf diesem Felde klar zum Ausdruck kommt. In der Autobiographie faßt Schliemann sie später kurz so zusammen: sie „besteht zunächst darin, daß man sehr viel laut liest, keine Uebersetzungen macht, täglich eine Stunde nimmt, immer Ausarbeitungen über uns interessierende Gegenstände niederschreibt, diese unter der Aufsicht des Lehrers verbessert, auswendig lernt und in der nächsten Stunde aufsagt, was man am Tage vorher korrigiert hat"[23]). Schliemann bemerkt dazu, daß die Notlage in Amsterdam ihn diese Methode ausfindig machen ließ. In den Sprachen erschien ihm der Weg aus dieser Notlage herauszukommen. Also stellte er sich bewußt die Aufgabe, Sprachen zu erlernen. Nach der Methode des vermutlich aufgezwungenen Lateinunterrichts in der Kindheit konnte er nicht vorangehen. Er hatte nicht die Zeit, in langsamen, systematischem Fortschreiten unter Anleitung des Lehrers Worte, Formen, Sätze und Regeln zu lernen, die ihn vielleicht wenig interessierten. So war er gezwungen, selbst auf eine zweckmäßige Methode zu sinnen. Vermutlich probierte er bei den ersten Sprachen auf verschiedene Weise, bis er zu seiner Methode kam. Langsam und erst allmählich mögen ihm die Hauptmomente seiner Methode klar geworden sein. Es sind vor allem zwei: Interesse und Gedächtnis. Darauf baut die Methode auf. Das Interesse, vom jeweiligen Zweck oder Motiv getragen, bestimmt zunächst die zu lernende Sprache selber. Das Interesse bestimmt auch die zu lernenden Worte, die er sich vom Lehrer aufschreiben läßt. Dazu auch Sätze, aus ihnen gebildet, alles nach seiner Wahl. Diese lernt er schrei-

---

[22]) Schliemann, H., a. a. O. S. 22.

[23]) Schliemann, H., a. a. O. S. 12.

ben und sprechen, und prägt sie dem Gedächtnis ein.[24]) Ueber ihn interessierende Gegenstände verfaßt er kurze Aufsätze, die der Lehrer bei der Korrektur beaufsichtigt, beim Vortrag aus dem Gedächtnis auf die richtige Aussprache kontrolliert. Damit ist die Tätigkeit des Lehrers erschöpft. Die Führung liegt beim Schüler, der sich ganz von seinem Interesse leiten läßt, und möglichst eine praktische Handhabung der Sprache erstrebt. Bei großem Fleiß im Memorieren konnte er das schnell erreichen. Schliemann betont, daß er sehr viel laut gelesen habe. Das zeigt zunächst, daß er Akustiker war und bei dem Vorteil für sein Gedächtnis in einem Arbeitsgange zu gleicher Zeit Auge, Ohr und Zunge an die neuen Worte zu gewöhnen suchte. Auch darin steckt die Tendenz möglichst rasch zu einer praktischen Handhabung der Sprache zu kommen. Schliemann tut das sehr ausgiebig, trägt auf allen seinen Botengängen ein Buch in der Hand, um jede freie Minute zu nutzen. Sonntags geht er zweimal in den englischen Gottesdienst, spricht jedes Wort der Predigt leise für sich mit, kontrolliert seine eigene Aussprache, und bereichert seinen Wort- und Phrasenschatz. Besonders eifrig ist er in Wiederholungen. Am Tage Gelerntes wiederholt er in schlaflosen Nächten, die er vor „übergroßer Aufregung" bei seinem Sprachenlernen nicht selten hat. Eigenartig berührt im ersten Moment die folgende Stelle im obigen Text: „keine Uebersetzungen"[25]). Das kann ein Mehrfaches besagen: schriftliche-mündliche Uebersetzungen, oder Uebertragungen aus der Muttersprache in die Fremdsprache und umgekehrt. Schriftliche Uebersetzungen hat Schliemann nicht gemacht. Auch keine mündlichen Uebertragungen unter Kontrolle oder Beihilfe des Lehrers in dem Sinne, wie es in unseren Schulen üblich ist. Schliemann aber erzählt, daß er bisweilen (beim Russischen und Neugriechischen etwa) einen fremdsprachlichen Text und zugleich eine Uebersetzung in eine ihm bekannte Sprache, Wort für Wort miteinander verglich und sich so zugleich den Weg zum Verständnis des neuen Textes und auch zu einem Wortschatz bahnte. Das ist also doch eine gewisse

---

[24]) Daß Schliemann im Anfang des Erlernens einer neuen Sprache so vorging, wissen wir aus einem Gutachten über seine bisher unzugänglichen Sprachlernhefte, das Ludwig mitteilt. Ludwig, E., a. a. O. S. 107.

[25]) Ludwig macht daraus kurzerhand „kleine" Uebersetzungen, obwohl Schliemann in seiner Selbstbiographie und auch im Vorwort zu „Ithaka, der Peloponnes und Troja", S. IX, ausdrücklich „keine" sagt.

Art der Uebersetzung, sodaß Schliemanns Auslassung in diesem Sinne einzuschränken wäre. Im übrigen paßt der Verzicht auf zeitraubende Uebersetzungen etwa mit Hilfe des Lexikons, ganz und gar in den Rahmen der Schliemannschen Methode hinein. Was andere durch vieles Uebersetzen allmählich lernen: Anwendung grammatischer Regel, Satzbau und vor allem das Gefühl für die innere Struktur einer fremden Sprache und eines fremdländischen Denkens, das alles ersetzt Schliemann durch sein Gedächtnis. Eine Bemerkung, die er bei der Beschreibung des Lernens der altgriechischen Sprache macht, zeigt deutlich seine Einstellung: „Mit allen Regeln der Grammatik bin ich vollkommen vertraut, wenn ich auch nicht weiß, ob sie in den Grammatiken verzeichnet stehen oder nicht. Und kommt es vor, daß jemand in meinen griechischen Schriften Fehler entdecken will, so kann ich jedes Mal den Beweis für die Richtigkeit meiner Ausdrucksweise dadurch erbringen, daß ich ihm diejenigen Stellen aus den Klassikern rezitiere, in denen die von mir gebrauchten Wendungen vorkommen.[26]) Diese Stelle darf mit Recht auf das Schliemannsche Sprachenlernen überhaupt und vor allem auf seine Stellung zur Grammatik, zu grammatischen Regeln ausgedehnt werden. Sie zeigt, daß er auf grammatische Regeln bewußt verzichten konnte wegen der Fülle gedächtnismäßig festgehaltenen Sprachgutes, das er sich gleich von Anfang an durch Auswendiglernen, wenn möglich klassischer Werke zu verschaffen suchte. Grammatik beschränkte er nur auf das Notwendigste, auf Deklinationen und die Konjugation regelmäßiger und unregelmäßiger Verben.

Wie sehr Schliemann von der Richtigkeit und dem Erfolg seiner Methode überzeugt war, erhellt daraus, daß er für sie überall Bestätigungen suchte und ihre Benutzung eindringlichst empfahl. Auf seiner Weltreise 1864/65 lernte er in China einen Engländer namens Robert Thomas kennen, der außer seiner Muttersprache noch etwa 10 Sprachen u. a. auch Japanisch und Chinesisch sprach und schrieb. Schliemann betont dabei ausdrücklich, daß Thomas dies erreicht habe nach einer Methode, die der seinigen im Wesen gleich sei.[27]) Auch Virchow versichert ihm auf seine Anfrage, daß er beim Studium der klassischen Sprachen nicht eine einzige grammatische Regel im eigentlichen Sinne des Wortes

---

[26]) Schliemann, H., a. a. O. S. 18.

[27]) Schliemann, H., „La Chine et le Japon", Paris 1867, S. 4/5.

gelernt habe.[28]) In der Troas entdeckte Schliemann einen verkrüppelten Krämer, der sich mehrere Fremdsprachen u. a. auch Altgriechisch in ähnlicher Weise wie er selber angeeignet hatte.[29]) Sein älterer Bruder sowie seine zweite Frau und seine Kinder mußten nach seiner Methode und auch in seinem Tempo Fremdsprachen lernen, wobei er freilich bisweilen auf heftigen Widerstand stieß. 1881 richtete er in der Selbstbiographie einen uns heute phantastisch erscheinenden Appell an die Oeffentlichkeit und forderte darin die Direktoren der Gymnasien dringend auf, seine Methode in ihren Anstalten einzuführen, da auf diese Weise ein sehr schneller Fortschritt gewährleistet werde.

Schliemanns Sprachenlernen ist durchaus autodidaktisch, da es sowohl in der Zielsetzung als auch in der Ausbildung einer Methode selbständig und ohne Anleitung vor sich geht. Der zugezogene Lehrer ordnet sich durchaus dem Schüler unter und wird zum bloßen Mittel, das gesteckte Ziel sicher und ohne Irrwege zu erreichen. In der Uebertragung der auf Gedächtnis und Interesse beruhenden Methode auf die antiken Fremdsprachen zeigt sich Schliemanns völlige Verständnislosigkeit für die formalen Bildungselemente dieser Sprachen im humanistischen Bildungsprozeß. Trotzdem bleibt die Schliemannsche Leistung, die auf dem Felde des Sprachenlernens unter oft sehr ungünstigen Umständen mit rastloser Energie in autodidaktischer Selbsthilfe durchgeführt wird, bewundernswert und vorbildlich zugleich.

Schliemanns Ausgrabungen:

Als zweites Feld vorwiegend autodidaktischen Bemühens bei Schliemann, „dessen Name eine ganze Epoche bezeichnet“[30]), ist die Tätigkeit als archäologischer Forscher näher zu betrachten. Diese ist von Anfang an sehr heftig angegriffen und in vielen Stücken (auch mit Recht) bekämpft worden[31]). Schon Virchow, der besondere Freund und Berater Schliemanns, mußte in der Vorrede zu „Ilios“

---

[28]) Schliemann, H., „Ilios“, Leipzig 1881, S. 18.

[29]) Schliemann, H.: „Trojanische Alterthümer“, Leipzig 1874, S. 155.

[30]) Michaelis, Adolf, „Ein Jahrhundert Kunstarchäologischer Entdeckungen“, Leipzig 1908, S. 209.

[31]) Emil Ludwig gibt in seiner Biographie von diesen Kämpfen ein zwar anschauliches, aber wenig objektives und gerechtes Bild. Man spürt darin allzu stark sein eigenes Ressentiment gegen die „bösen“ Professoren sowie gegen jedes Berufsgelehrtentum überhaupt.

zugeben, daß „seine Voraussetzungen zu kühn, ja willkürlich waren“[32]. Er weist aber zugleich darauf hin, daß nur ein Mann „der von einer sicheren, ja schwärmerischen Ueberzeugung“[33] durchdrungen war, solche gewaltigen Opfer an Geld und Lebenskraft aufzuwenden imstande war. Schliemann war ein Lernender, der ohne Schulung, und ohne Vorbilder an sein großes Werk ging. Aber aus seinen Grabungen hatte er bald ein reiches Maß von Wissen und Erfahrung gesammelt, daß Virchow schreiben konnte (1881): „jetzt ist aus dem Schatzgräber ein gelehrter Mann geworden“[34]. Dieser Prozeß vollzog sich bei Schliemann fast ganz ohne Anleitung. Er ist vor allem in den ersten Berichten Schliemanns zu verfolgen: in dem Reisebericht von 1868 „Ithaka, der Peloponnes und Troja“, und in den Aufzeichnungen über die erste Grabungskampagne in Hissarlik: „Trojanische Altertümer“. Schon bei den Arbeiten in Mykenae 1876 waren fast dauernd Mitglieder der Athener Archäologischen Gesellschaft anwesend, ferner wurde langsam die Beratung durch befreundete Wissenschaftler in einer ausgedehnten Korrespondenz weiter ausgebaut. Doch ist auch dieser tagebuchartige Bericht noch sehr aufschlußreich für Schliemanns Lernen. Es gibt indes für die Einsicht in den autodidaktischen Lernprozeß keine wesentlich neuen Momente.

Bevor wir uns den genannten Werken zuwenden, müssen noch kurz Zweck und Motive der Grabungen geklärt werden.

Ueber den Zweck seiner Grabungen hat sich Schliemann wiederholt deutlich geäußert. In dem Bericht über die erste Kampagne sagt er am 3. November 1871: „Der einzige Zweck meiner Ausgrabungen war ja von Anfang nur, Troja auszugraben, über dessen Baustelle von hundert Gelehrten hundert Werke geschrieben worden sind, die aber noch niemals jemand versucht hat, durch Ausgrabungen ans Licht zu bringen“[35]. Zugleich will er durch „diese Forschungen mit Spitzhacke und Spaten mehr und mehr beweisen, daß die in den göttlichen homerischen Gedichten geschilderten Ereignisse keine mythischen Erzählungen sind, sondern auf wirklichen Tatsachen beruhen . . .“. Und dadurch will er die Liebe zu Homer, „der strahlenden Sonne aller Literatur“ vermehren und kräftigen helfen[36]. Er nannte das des öfteren auch sein großes „Lebensziel“ und die „Idee seines Lebens“ und weitete so zugleich seine Aufgabe auf die Erforschung der gesamten homerischen Welt, wofür die Ausgrabungen in Mykenae, Tiryns und Ithaka, sowie in Orchomenos hinlänglich Belege sind.

Diese Auslassungen weisen unmittelbar zu den in Schliemanns Leben entscheidenden Antrieben und Motiven zurück, die wir schon

---

[32]) Schliemann, H., „Ilios“, S. IX.
[33]) Schliemann, H., a. a. O. S. X.
[34]) Schliemann, H., a. a. O. S. XIV.
[35]) Schliemann, H., „Trojanische Alterthümer“, S. 27.
[36]) Schliemann, H., „Ilios“, S. 747.

bei der Erlernung der klassischen Sprachen wirksam sahen. Und wenn Schliemann immer wieder betont, daß die Eindrücke der Kindheit für seine Liebe zum Griechentum ausschlaggebend waren, so läßt sich das an einer Reihe von Tatsachen unzweideutig erweisen. Nicht zuletzt auch dadurch, daß er jene als Kind vom Vater erhaltene Weltgeschichte, die ihm Kunde von dem Geschehen in Troja gab, zeitlebens unter seinen intimsten Papieren aufbewahrte[37]). Jedenfalls kann die fast willkürlich anmutende Zurückführung aller treibenden Kräfte in Schliemanns Leben auf den Hunger nach Gold, wie es Ludwig in seiner Biographie versucht, durchaus nicht genügen. Dadurch kann weder das Studium der griechischen Sprache noch die ausgiebige Befassung mit der griechischen Literatur hinlänglich geklärt werden. Es scheint in seinem Leben vielmehr ein geheimnisvoller, schon in der Jugend auf die homerische Welt gelenkter, Forscher- und Entdeckerdrang als Hauptmotiv wirksam, das gelegentlich als Neugier, Abenteurerlust, Wagemut, und Unternehmungsgeist auftritt, gepaart mit rastloser Energie und stürmischem Vorwärtsdrängen.

Wir geben jetzt zunächst einen knappen Durchblick durch die Aufzeichnungen über die erste Informationsreise 1868 unter besonderer Herausarbeitung der für die weitere Untersuchung wichtigen und belangvollen Momente. Nachdem Schliemann von 1866 bis 1868 in Paris sich einen vorläufigen Einblick in die auf Homer bezügliche wissenschaftliche Literatur verschafft hatte, wobei ihm vermutlich erstmalig die skeptische Haltung der Mehrzahl der damaligen Fachleute gegenüber den homerischen Dichtungen bekannt wurde, reiste er im Sommer 1868 nach Griechenland, um an Ort und Stelle seine Informationen zu gewinnen und Forschungen anzustellen.

Am 6. Juli kommt er in Korkyra an, dem heutigen Korfu. Bei der Wanderung durch die Insel sind Homer, Strabo, Xenephon, Tukydides seine Führer. Er scheut keine Mühe, den „Waschplatz der Nausikaa“ zu sehen. Hindernisse, Bewässerungskanäle, überschwemmte Felder halten ihn nicht ab. Oft bis an die Brust im Wasser und im Schlamm, gelangt er nach einer halben Stunde beschwerlichen Marsches zu zwei großen, plump behauenen Steinen, welche die Tradition als den Ort bezeichnet, wo Nausikaa mit ihren Dienerinnen den Odysseus empfing. Er setzt sich hin, zieht seinen Homer aus der Tasche, ließt die Szene nach und vergegenwärtigt sich alles bis in die Einzelheiten. Am folgenden Tag fährt er nach Ithaka. Gleich zu Anfang zählt Schliemann ein Dutzend Archäologen auf, die die Identität Ithakas mit dem Odysseischen Ithaka bejahen oder bezweifeln. Er selbst will alles in Augenschein nehmen und sich sein Urteil bilden. Er besteigt den Berg Aetos, auf dem sich der Palast des Odysseus

---

[37]) Ludwig, E., a. a. O. S. 108.

befand. Homer nachlesend geht er umher, und vor seinem Geist tauchen die Scenen auf, die sich vor langen Zeiten dort abspielten: „Sofort entschloß ich mich, überall, wo die Beschaffenheit des Bodens es erlauben würde, Ausgrabungen anzustellen.[38]) Am nächsten Tag ist er mit vier Arbeitern zeitig wieder an dem Ort, „wo nach meiner Vermutung sich der herrliche Oelbaum befunden haben mußte, aus welchem Odysseus sein Hochzeitsbett verfertigte, und um dessen Standort er sein Schlafzimmer baute“[39]). Er gräbt bis zum Felsen die Erde auf, findet aber nichts. Er setzt die Arbeiter neben der Stelle an, wo er nach drei Stunden die Fundamente eines kleinen Hauses bloßlegt. Er selbst „untersucht die ganze Baustelle des Palastes mit der größten Aufmerksamkeit“, findet einen Stein, an dessen Ende er eine kleine Kurvenlinie entdeckt, gräbt mit seinem Messer, dann mit der Hacke weiter und findet „zwanzig verschiedene Vasen von bizarrer Form“. In allen Vasen ist Asche verbrannter menschliche Gebeine. Ferner findet er die Klinge eines Opfermessers und ein Götzenbild von Ton: „Fünf Jahre meines Lebens hätte ich für eine Inschrift hingegeben, aber leider! war keine vorhanden“[40]). Die Vasen schätzt er älter als die ältesten von Cumae im Museum zu Neapel und „es ist wohl möglich, daß ich in meinen fünf kleinen Urnen die Asche des Odysseus und der Penelope oder ihrer Nachkommen bewahre[41]). Er untersucht den ganzen Bauplatz der Odysseischen Burg „und nicht eine Handbreit Erde . . . ist von uns ununtersucht geblieben“[42]). Nach einigen Wanderungen durch die Insel geht er zum Peleponnes. Er besichtigt die Ruinen von Mykenae, vergegenwärtigt sich ihre Geschichte, liest Tukydides, Strabo und Pausanias nach und kommt im Gegensatz zu den Ansichten der meisten Archäologen zu der Auffassung, daß die Königsgräber innerhalb der Umfangsmauern der Akropolis liegen müssen. Dann durchsucht er in Tiryns den Boden nach Scherben, überlegt, prüft, und bewundert die gewaltigen Mauern. Am 8. August ist er in Konstantinopel, reist von da zu den Dardanellen und gesteht, daß er seine „Rührung kaum bewältigen konnte, als ich die ungeheure Ebene von Troja vor mir sah, deren Bild mir schon in den Träumen meiner ersten Kindheit vorgeschwebt hatte“. Dann betrachtet er die Lage Bunarbaschis, das damals fast allgemein für die Baustelle Trojas gehalten wurde. Aber es regten sich bei

---

[38]) Schliemann, H., „Ithaka, der Peloponnes und Troja“; Leipzig 1869, S. 26.

[39]) Schliemann, H., a. a. O. S. 28.

[40]) Schliemann, H., a. a. O. S. 30/31.

Anmerkungen [41]) bis [46]) Schliemann, H., a. a. O.: [41]) S. 31, [42]) S. 35, [43]) S. 126, [44]) S. 142, [45]) S. 151, [46]) S. 152.

ihm bald die ersten Zweifel, zumal er nirgends „die geringsten Trümmer von Ziegel- oder Töpferwaren entdeckte“[43]). Er nimmt wieder seinen Homer und vergleicht die Fluß- und Wasserverhältnisse des Platzes mit ihm. Dadurch mehren sich seine Zweifel. Genau untersucht er das Gelände, prüft die Möglichkeiten der Ereignisse der Iliade darin und findet, daß Bunarbaschi unmöglich das homerische Troja sein könne. Auch vergleicht er mit den Ruinen von Mykenae und Tiryns, die doch zur selben Zeit bestanden und kommt zu dem Schluß, daß sich auf den Höhen von Bunarbaschi noch „heute in gleicher Weise Ruinen finden“[44]) müßten. Er nimmt fünf Arbeiter und beginnt, den ganzen Hügel systematisch abzusuchen: „Nachdem wir, die fünf Arbeiter, mein Führer und ich, uns in einer Linie von ungefähr hundert Metern staffelförmig aufgestellt hatten, untersuchten wir den Grund und Boden, indem wir Löcher gruben, um Gräben zu ziehen, falls wir Ruinen alter Gebäude oder auch nur Scherben finden sollten“[45]). Er hatte „das uneigennützige Ziel im Auge, den törichten und irrtümlichen Glauben mit der Wurzel auszurotten, daß Troja auf den Höhen von Bunarbaschi gelegen habe. Eine Schaufel nebst Hacke und Korb hatte ich für mich bestimmt und arbeitete trotz der drückenden Hitze mit demselben Eifer, wie der beste meiner Arbeiter“[46]). Dann konstruiert er an Hand der Ilias die Kämpfe nach und weist auf die Unmöglichkeiten hin, die in der Annahme der Lage Trojas auf den Höhen von Bunarbaschi liegen. Am 14. August sucht er den Hügel Hissarlik auf, die Stellle des Novum Ilium, und beim ersten Anblick ist er überzeugt, daß nur hier das alte Troja gestanden haben könne. Wie Schliemann bei seiner Suche nach der Baustelle des alten Troja eingestelllt ist, erscheint in der folgenden Szene im klarsten Licht: Er ist in Yenitscheri, einer Stadt auf dem Vorgebirge Sigeum, ungefähr 80 m über dem Meeresspiegel. „Von hier genießt man einen herrlichen Ausblick über die ganze trojanische Ebene. Als ich mit der Iliade in der Hand auf dem Dache eines Hauses stand und hinausschaute, war mir, als sähe ich unter mir die Flotte, das Lager und die Versammlungen der Griechen, Troja und die Feste Pergamos auf dem Plateau von Hissarlik, die Märsche und Gegenmärsche und die Kämpfe der Truppen in der Ebene zwischen der Stadt und dem Lager“[47]). Zwei Stunden lang ließ er die Ereignisse und Hauptbegebenheiten an sich vorüberziehen. Ohne seine Arbeiter an dem Hügel Hissarlik anzusetzen und Ausgrabungen zu machen, hatte er die volle Ueberzeugung gewonnen, „daß hier das alte Troja gestanden“. Für große Ausgrabungen war die Jahreszeit schon zu vorgeschritten, weil „im August das Klima in der Ebene pestilenzialisch und der Boden zu trocken ist.

---

47) Schliemann, H., a. a. O. S. 201.

April und Mai sind die beste Zeit“[48]). Damit kündigt Schliemann seinen Willen an, Troja in dem Hügel Hissarllik zu suchen und nachzuweisen. Damit schließt sein Bericht über die Informationsreise von 1868.

In diesem Bericht ist zunächst auffallend, daß Schliemann unmittelbar die antiken Schriftsteller zu Führern nimmt, und nicht irgendwelche wissenschaftlichen Werke. Er kennt solche auch, wie die Polemiken zeigen. Bei seinen gründlichen Sprachkenntnissen kann er die nämlichen Quellen leicht benutzen, die auch den Gelehrten zu Gebote stehen. Er liest sie ohne Kritik und Skepsis mit einer gewissen naiven Gläubigkeit und seine lebhafte Phantasie zaubert die von den antiken Autoren beschriebenen Szenen vor seinen Geist, er zieht daraus, mit den Oertlichkeiten vergleichend, seine Schlüsse und Folgerungen, wie das besonders in der Ebene von Troja so deutlich wird. Man spürt darin auch sein als Kaufmann geübtes Auge, das sofort die entscheidenden Punkte ausfindig macht. Ohne Mühen und Beschwernisse zu scheuen, greift er auch nötigenfalls zu Hacke und Schaufel, wenn er glaubt, damit Licht in das homerische Dunkel bringen zu können. Zwei Momente vor allem heben sich aus diesem Bericht über seine Informationsreise deutlich heraus als die Grundelemente seiner weiteren Arbeiten: Homerglaube und -begeisterung sowie sein tatkräftiges Zupacken mit Hacke und Schaufel. Im April 1870 konnte Schliemann seine ersten Versuchsgrabungen in Hissarlik beginnen. Aber Differenzen mit den Besitzern zögerten die Weiterarbeiten bis zum 11. Oktober des folgenden Jahres hinaus. Wie Schliemann in dieser fast drei Jahre währenden Ausgrabungskampagne voranging, ersehen wir aus einer kurzen Uebersicht über seinen Grabungsbericht „Trojanische Alterthümer“, die wir hier folgen lassen:

In der Einleitung weist Schliemann darauf hin, daß seine Aufsätze öfters Widersprüche enthalten, aber man müsse bedenken, daß er hier eine neue Welt für die Archäologie aufdecke, daß ihm daher vieles fremd und rätselhaft sei, und daß er oft Vermutungen wage, die er bei reiflicher Ueberlegung wieder umwerfen müsse.

Mit acht Arbeitern begann Schliemann am 11. Oktober 1871, aber in einigen Tagen waren es schon 74. Er hatte nur wenig Werkzeuge von Frankreich mitgebracht, und es war in dieser Gegend nichts zu erhalten. Vor dem Winterregen wollte er noch bis auf den Urboden kommen, „und somit endlich das große Rätsel lösen, ob . . . der Berg Hissarlik die Burg von Troja ist“[49]). In den folgenden Berichten beschreibt er die Gegen-

---

[48]) desgl. S. 202.

[49]) Schliemann, H., „Trojanische Alterthümer“, Leipzig 1874; S. 5.

stände, die er findet. Als steinerne Werkzeuge auftauchen, glaubt er in die Steinperiode geraten zu sein, und er sagt, daß er vieles, ihm ganz Unerklärliche finde, und daß er es für nötig halte, „alles so umständlich als möglich darzustellen, hoffend, daß der eine oder andere meiner geehrten Kollegen imstande sein wird, über die mir dunklen Punkte Aufklärung zu geben[50]. Dann zählt er eine Reihe seiner Zweifel auf, die zeigen, daß Schliemann noch im Anfang seiner archäologischen Kenntnisse steht, daß er meist aber auch vorsichtig genug ist, nur Vermutungen zu wagen. Am 24. November gibt er eine Zusammenfassung: Er bemerkt, daß schichtenweise in seinem Einschnitt die verschiedenartigsten Gegenstände zum Vorschein kommen, angefangen von den griechisch-römischen Münzen in den oberen bis zu den ihm rätselhaften Vasen und Terracottaplättchen in 10 m Tiefe. Die Schichten unterscheidet er genau an der Art des Steinmaterials, der Bauweise, den gefundenen Werkzeugen, die einmal von Stein, dann von Kupfer sind, an den Vasen, die in verschiedenster Weise geformt und verziert erscheinen. Ueberall hat er seine aufmerksamen Augen, und man bemerkt Schliemanns Lernwillen auf Schritt und Tritt.

Im nächsten Jahr ist er am 1. April wieder in Hissarlik. Diesmal hat er einen Ingenieur mitgebracht, der ihn aber nur in technischen Dingen beraten soll. Da er auf „jeden Fall die trojanische Frage in diesem Jahre gründlich lösen will“[51], beginnt er eine gewaltige Plattform von 70 m Breite und 14 m Tiefe durch den ganzen Hügel zu graben, die bei ihrer ganzen Durchführung etwa den vierten Teil des ganzen Hügels umfaßt hätte. Von der Nordseite aus treibt er diesen Einschnitt schnell vorwärts und kann seine Arbeiter bei der Breite der Abbaustrecke intensiver einsetzen und überwachen. Während des Winters hatte er in Athen eine Reihe wissenschaftlicher Werke gelesen, um für die Deutung der vielen Fundstücke besser vorbereitet zu sein. In dieser Zeit hat er auch schon regen Austausch mit dem französischen Archäologen Emile Burnouf in Athen, der ihm in manchen Fragen zur Hand geht.

Am 1. Mai beginnt er auch an der Südseite eine breite Plattform zu graben, die er der von Norden kommenden entgegentreibt. Er beginnt nun auch das abzugrabende Gelände terassenförmig abzubauen, um den Schutt bequemer fortschaffen und die Arbeitskraft seiner Leute besser auswerten zu können. Sein Augenmerk ist bei diesem radikalen Vorgehen dauernd auf den Urboden gerichtet und alle Zwischenschichten, auf die er stößt, haben für ihn keine größere Bedeutung. An der Südseite

---

[50] Schliemann, H., a. a. O. S. 22.
[51] desgl. S. 46.

versperrt ihm bald eine gewaltige Mauer das weitere Vordringen in den Hügel. Er hält dieses Bauwerk für den großen Turm Trojas, später entpuppte er sich als eine Doppelmauer. Schliemann indes knüpft daran phantastische Vermutungen, er glaubt den Turm gefunden zu haben, auf den Andromache stieg und nennt ihn ein „Denkmal von Griechenlands Heldenruhm . . . der ein Wallfahrtsort für die wißbegierige Jugend aller zukünftigen Generationen“[52]) werden möge. Am 14. August 1872 stellt er die Grabungen ein, ist aber am 10. September nochmals da, um durch einen Landmesser eine genaue Aufnahme des Grabungsfeldes vornehmen zu lassen und von einem Photographen den großen Turm sowie einige „Reklamebilder“ seiner bisherigen Grabung anfertigen zu lassen. 1873 ist er schon am 31. Januar im Grabungsfeld, bringt auch einen Maler mit, der die Fundstücke zu zeichnen hat. Mitte März entdeckt er auf der südlichen Plattform die Spur einer Straße. Sofort setzt er hundert Mann an, um ihren weiteren Verlauf zu verfolgen und entdeckt dabei, wie er richtig vermutete, einige bedeutende Bauwerke, unter anderem ein gewaltiges Doppeltor und einen palastartigen Bau. In der Nähe fand er am 14. Juni den „Schatz des Priamus“ der aus beinahe 9000 verschiedenen, meist kleineren Goldgegenständen besteht. Einige Tage später stellte er die Grabung, nach seiner Ansicht für immer, ein.

Der Bericht zeigt, daß Schliemann durchaus nicht genügend vorbereitet war für ein solch gewaltiges Werk, daß sein Beginnen tatsächlich von willkürlichen, ja verwegenen Voraussetzungen ausging. Um eine solche Grabung exakt machen zu können, hätte er umfassende archäologische und bautechnische Kenntnisse haben müssen. Was abzureißen war an Mauern und Gebäuderesten, hätte er genau nach Lage, Bauart, Material in Zeichnungen, Fotographien, und Plänen festhalten müssen. Aber weder der Ingenieur noch der Maler und Fotograph wurden in diesem Sinne von Schliemann angesetzt. Er selber hatte sich nur flüchtig in all diesen Dingen orientiert, sonst war seine Ausrüstung ebenso dürftig wie unzureichend[53]). Aber er hatte ein Ziel, das ihm sein Homerglaube und die Begeisterung für die homerische Welt gestellt hatte und vor allem das nötige Geld. Anfangs glaubte er das gesuchte Ziel auf dem Urboden des Hügels zu finden. An dem höchsten Punkt des Hügels setzte er mit der Grabung an, da Homer von einer Akropolis sprach, die Schliemann an der höchsten Stelle des Hügels am ehesten zu finden hoffte. Die Anfänge seiner

---

[52]) Schliemann, H., a. a. O. S. 161.

[53]) Was alles zu einer exakten Ausgrabung nötig ist, davon gibt das „Handbuch der Archäologie“, hrsg. von Heinrich Bulle, München 1913, Band 1, S. 155 ff. eine knappe Uebersicht.

Grabung hätten ihn bei einiger Ausdauer schon nach wenigen Wochen zum „Skaischen Tor“ und zu dem großen Schatz führen können, die er bei seiner Unrast, mit der er an verschiedenen Stellen den Hügel angriff, erst nach zwei Jahren fand. Das Hindernis im Südgraben, der sogenannte „große Turm“, wurde für seine Grabungstechnik und ihre weitere Ausbildung von großer Bedeutung. Denn er grub nun, um ihn freizulegen nach Westen weiter und fand die schon angedeuteten Gebäudereste und den großen Schatz. Er glaubte, obwohl er noch nicht auf dem Urboden war, trojanische Bauwerke vor sich zu haben und suchte von nun an möglichst viel davon freizulegen. Damit hatte seine bei Beginn der Grabungen vertretene Meinung einen erheblichen Stoß erfahren, zugleich aber auch seine Grabungstechnik den ersten Ansatz zu einer wissenschaftlichen Arbeitsweise, die sich von Fundstücken im weiteren Verfolg der Grabung leiten ließ. Aehnlich erging es ihm, als er zur Bestimmung der Ausdehnung Trojas Schächte grub und fand, daß es nur sehr klein gewesen sein müsse. Es tat ihm „ungemein leid, einen so kleinen Plan von Troja geben zu müssen, ja ich hätte gewünscht ihn tausendmal größer machen zu können“[54]).

Ueberblicken wir rückschauend Schliemanns Lernen im Grabungsfeld und damit die allmähliche Entwicklung zu einer wissenschaftlichen Methode, so ist zu sagen, daß sein anfangs so radikales Vorgehen sich merklich zu ruhigeren und besonnereren Formen umzustellen begann. In dem Labyrinth von über- und durcheinandergelagerten Ueberresten einer Reihe von Siedlungen, wie sie sich vielleicht sonst nirgendwo in der Welt finden“[55]), konnte Schliemann nur mit seinem Ziel, den Urboden zu erreichen, überhaupt etwas ausrichten. Dadurch zerstörte er zwar wertvolle Reste und Schichten, gelangte aber zu den vermeintlichen Mauern von Troja[56]). Er stellte, wie wir sahen, auch beim Auftreffen auf den großen Turm sofort seine Grabungen um und ließ sich in der Folgezeit von Fundstücken leiten. Der Weg bis hierher ließ ihm eine Unmenge archäologischen Materials in die Hände fallen, an denen sich sein Sinn langsam schärfte, ihm wahrscheinlich auch die Unzulänglichkeit seiner Vorbildung zum Bewußtsein brachte. Daher sein Bemühen, von Freunden und Fachleuten Hilfe und Unterstützung zu erlangen. Als im Jahre 1879 Burnouf und Virchow bei ihm waren, begann er auf einmal Schicht für Schicht[57]) die übereinanderliegenden Trümmerreste abzugraben

[54]) Schliemann, H., a. a. O. S. 305.

[55]) Dörpfeld, Wilhelm, „Troja und Ilion“, Athen 1902, Bd.1. S. 26.

[56]) Schliemann hat an dem wirklichen Troja vorbeigegraben. Erst später, vor allem nach der Ausgrabung von Tiryns 1884/85, gelang es Dörpfeld, diese Mauern als einer bedeutend älteren Schicht zugehörig nachzuweisen und Reste, die von Schliemann zunächst einer jüngeren Periode zudatiert waren, als echte trojanische Mauern zu bestimmen.

[57]) Schliemann, H., „Ilios“, S. 64.

und gab eigentlich erst hier die radikale, zerstörerische Grabungsmethode seiner tiefen Gräben auf. Noch in Mykenae 1876 hatte er in seiner Weise an den durch Schächten als ergiebig ausgewiesenen Stellen der Akropolis in seiner Weise ziemlich willkürlich gegraben. Aber dieses Grabungsfeld forderte auf Grund seiner anders gearteten Lagerung eigentlich eine besondere, dem Terrain angepaßte Methode. Schliemann kam aber nur mit dem Ziel, die Königsgräber zu finden, verließ sich auf seine als Kaufmann erprobte, in Hissarlik archäologisch geschulte Kombinationsgabe und Instinktsicherheit und fand nach einigen Monaten schon fünf mit Reichtümern überladene Grabstätten, mehr durch Zufall als auf Grund seiner Methode.

Wie bemerkt, kam durch Schliemanns Freunde allmählich ein gewisser Ausgleich in seine Grabungsmethode hinein, eine Umstellung von dem willkürlich radikalen Vorgehen zu einer sachgemäßen, langsamen, die Fundstücke auswertenden Forschungsarbeit. Die Vorwürfe haben für die Anfangszeit gewiß ihre volle Berechtigung, aber Schliemann kam bei seinem intensiven Lernwillen doch relativ schnell, besonders unter Dörpfelds Leitung, zu einer Technik und auch zu archäologischen Kenntnissen, die erstaunlich sind. Schliemann war eben, wie in seinem Sprachenlernen, so auch hier ein völliger Autodidakt, dem seine Homerbegeisterung das Ziel steckte, und der unter anfangs völligem Fehlen einer Anleitung sich doch zu einem beachtlichen Maß von archäologischem Wissen und Können auf eigenen Wegen vorarbeitete. Seine Ergebnisse wurden schließlich zu einem „Wendepunkt in der Geschichte zweier, nahe verwandten, bis dahin sich fremd gebliebenen Wissenschaften“[58]), führte zu umfangreichen neuen Forschungen und Grabungen und befruchtete die langsam aufstrebende neue Wissenschaft in erheblichem Maße.

Parenthetische Fälle: Siemens, Ratzel, Bürgel

Daß eine meist schon in früher Jugend auftauchende bestimmte, vorherrschende Neigung bei ungünstigen Umweltbedingungen zu erfolgreichen, das ganze fernere Leben umgestaltenden autodidaktischen Studien, zu eigenen, selbständigen Zielsetzungen, Arbeitsweisen und Methoden führen kann, zeigen auch die folgenden kurz skizzierten Beispiele eines Werner von Siemens, Friedrich Ratzel, Bruno H. Bürgel.

Werner von Siemens (1816—1892)

Am Schluß der Einleitung zu seinen „Lebenserinnerungen“, die in nüchterner, leidenschaftsloser Weise einen treuen Tatsachenbericht über ein ereignisreiches, fruchtbares Leben geben, betont Werner von Siemens, daß er „ohne richtige Vorbildung, allein durch seine eigene

---

[58]) Bulle, H., a. a. O., Bd. 1, S. 139.

Arbeit sich emporschwingen“ mußte. Entscheidend war in Siemens Entwicklung unstreitig die Militärzeit (1834—1849). Das vorgeschriebene Studium auf der Berliner Militärschule (1835—1838) darf nicht zu hoch eingeschätzt werden, denn er paukte das nötige Examenswissen, „um es nachher noch schneller zu vergessen“[59]), und trieb auf eigene Faust Chemie, Mathematik, Physik. Diese Arbeiten neben dem vorgeschriebenen Pensum der Schule und der militärischen Obliegenheiten der folgenden Jahre tragen autodidaktischen Charakter, denn sie wurden von ihm mit eigener Zielsetzung und Arbeitsweisen ohne erhebliche Anleitung durchgeführt, und von ihm selbst als entscheidend für sein ganzes Leben empfunden.

Die Antriebe zu diesen Arbeiten lagen zunächst in der ererbten Begabung für Technik und Naturwissenschaft, die in einem Teil der Siemens lebendig war, und an der Werner von Siemens nach Ausweis seines Lebenswerkes nicht geringen Anteil hatte[60]). Zu dieser Begabung gesellte sich, geweckt durch die Erzählungen des ersten Hauslehrers eine „Gefühlsrichtung“ für die „Gründung eines Weltgeschäftes à la Fugger“, das ihm und seinen Nachkommen „Macht und Ansehen in der Welt gäbe und die Mittel auch meine näheren Angehörigen in höhere Lebensregionen zu erheben“[61]). Bezüglich der Arbeitsweisen sind wir auf einige Bemerkungen angewiesen, die Siemens gelegentlich in seiner Selbstbiographie und in seinen Briefen machte.

Grundlegend erscheint, daß er „nach Beanlagung und Neigung in weit höherem Maße der Wissenschaft als der Technik“[62]) angehörte. Unter dem Druck von Geldsorgen seit dem Tode der Eltern (1839/40), der ihm die Sorge für die Ausbildung seiner Geschwister aufbürdete, ging er von seiner bis dahin vorwiegend wissenschaftlich-rezeptiven Arbeit stärker zu technisch-erfinderischen Versuchen und Betätigungen über. Es muß eine Zeit hochgespannter und anstrengender Erfindertätigkeit gewesen sein, die immer neben den militärischen Obliegenheiten herlief. 1847 klagt er seinem Bruder Wilhelm in einem Brief, daß er „die jugendliche Spannkraft, die das gleichzeitige Auffassen und Durchführen vieler Pläne möglich macht, verliere“[63]). Eine der ersten Arbeiten scheint auf den Ersatz der bis dahin gebräuchlichen Friktionsröhren durch die brennende Lnnte beim Abfeuern der Kanonen gezielt zu haben, dem in Kürze galvanoplastische Experimente sowie die Erfindung eines Differentialregulators für Dampfmaschinen und des „anastatischen Druckverfahrens“ folgten. Meist erhielt er

---

[59]) Werner von Siemens, „Lebenserinnerungen“, Berlin 1892, S. 21.

[60]) s. Siemens, H. W. „Ueber das Erfindergeschlecht der Siemens“, Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie, 1916/17, Heft 2.

[61]) Matschoß, „W. v. Siemens“, Bln., 1916, Bd. 2. S. 911.

[62]) Siemens, W. v. a. a. O. S. 286.

[63]) Matschoß, K., „Werner von Siemens“, Bln. 1916, Bd. I. S. 48, Briefe.

die Anregung zu seinen Versuchen von Anderen. Er selbst verschaffte sich möglichst schnell einen Ueberblick über die wissenschaftlichen Unterlagen dafür und versuchte dann auf eigene Faust durch Experiment und grüblerische Erfinderbetätigung einen weiteren Ausbau derselben.

Bei Siemens kommt zu Veranlagung und Neigung unter dem Druck der Geldsorgen eine autodidaktische Ziel- und Aufgabenstellung sowie ein selbständiges Durchführen zustande, das ihn über seine militärische Situation langsam hinauswachsen und zu dem bahnbrechenden Erfinder und Wissenschaftlicher werden ließ.

Friedrich Ratzel (1844—1904)

In einer biographischen Skizze betont Kurt Hassert, ein langjähriger Freund und Schüler des bahnbrechenden Geographen und Anthropogeographen, daß Ratzel nicht auf dem „gewöhnlichen Wege der akademischen Laufbahn, sondern ganz durch eigene Kraft und als Autodidakt zur Geographie gelangt“[64]) sei. Vornehmlich ist dies gemeint von dem Uebergang des Zoologen Ratzel zum Geographen. Wir wissen über diesen Prozeß nur einige Aeußerlichkeiten. Aber die treibenden Kräfte kamen bei Ratzel schon in der Jugend zur Geltung, und darüber hat uns Ratzel in einer Reihe von autobiographischen Aufsätzen einiges erzählt.

Als treibende Kraft seiner kindlichen Beschäftigungen bezeichnet Ratzel darin die Sammelleidenschaft. An deren Faden sei er später auch zu ernsteren Studien gelangt. Anfangs in der kindlichen Spielsphäre tätig, schlug sie in der Apotheke zu Eichtersheim nach anfänglichem Lebensüberdruß wegen der unbefriedigenden Beschäftigung, bei der Lektüre von Adalbert Stifters „Studien“ in einen hemmungslosen Wissensdurst und Leschunger um, der auf jede nur mögliche Weise befriedigt wurde. Wie er das machte, davon erzählt er: er machte sich 40 Hefte zu je 24 Seiten, und trug in sie alles ein, was ihm bei seiner Lektüre bemerkenswert schien: . . . „Von Theologie und Mystik an bis zu Acker- und Wiesenbau; Dichtung, Malerei, Theater, Musik waren nicht vergessen . . . In keiner späteren Zeit meines Lebens“, so fährt Ratzel fort, „verfügte ich über so ausgebreitete und mannigfaltige Kenntnisse“[65]). Aber es war darin kein Plan, keine Einheit, und erst allmählich hoben sich aus diesem allgemeinen Chaos zwei Sonderneigungen stärker heraus: Das Streben, fremde Sprachen zu kennen und eine Vorliebe für die Natur sowohl in Feld und Wald, als auch in wissenschaftlichen Werken.

Ueber die weitere Entwicklung seiner autodidaktischen Arbeiten

---

[64]) Hassert, K., „Friedrich Ratzel“, Geographische Zeitschrift 1905, S. 306.

[65]) Ratzel, Fr., „Glücksinseln und Träume“, Lpzg. 1905, S. 105.

in dieser Zeit wissen wir nur, daß sie schließlich zum externen Abitur und zum Studium der Naturwissenschaft, vorwiegend der Zoologie, an der Hochschule führten. Wie bemerkt, war der Uebergang von der Zoologie zum anthropogeographischen Forschen auch vorwiegend autodidaktisch. Er liegt vor allem, vermutlich unter dem selben Druck und inneren Drängen, wie in der Jugend, besonders in den Reisejahren vor und nach dem Deutsch-Französischen Krieg. Die Berichte, die er als Reisejournalist der Kölnischen Zeitung in ausgedehnten Wanderfahrten durch Europa und Amerika schrieb, hat er später in Buchform herausgegeben und an ihnen läßt sich wenigstens äußerlich der Uebergang verfolgen. Anfangs besonders in dem Buch „Wandertage eines Naturforschers" herrscht das zoologische Moment noch stark vor. Nach dem Kriege hatte er bei einem kurzen Münchener Studienaufenthalt starke Anregungen bekommen für geologische und geographische Arbeiten. Diese wirkten sich in der Folgezeit bei seiner Reisetätigkeit entschieden aus. Besonders die beiden Werke über Nord- und Mittelamerika: „Städte- und Kulturbilder aus Nordamerika" und „Aus Mexiko"[66]), finden sich schon durchweg die Elemente seiner später wissenschaftlich ausgebauten Anthropogeographie. Sein Auge ist immer auf das Verhältnis des Menschen zu seiner Landschaft, auf die historischen, wirtschaftlichen, sozialen, politischen Bedingungen der Städte und ihres Hinterlandes gerichtet. Dabei bleibt freilich die Art seiner Beschreibung, getragen von der Sammelleidenschaft, vorwiegend feuilletonistisch, erlebnismäßig. Aber man spürt überall die scharfe Beobachtungsgabe und den regen Sammeleifer, selbständige Fragestellungen und Wege und Methoden, wie sie ihm die jeweilige Situation nahelegen.

Bruno H. Bürgel (1875 geb.)

Bürgel, der bekannte Berliner Privatastronom und vielgelesene Schriftsteller hatte eine Jugendumwelt, die durchaus nicht geeignet war, zu wissenschaftlichem Streben, Anregung oder Anleitung zu geben. Von seiner Mutter hatte er die Vorliebe für Bücher ererbt, und um sein zwölftes oder dreizehntes Lebensjahr stieg plötzlich in ihm eine eigenartig starke „Sehnsucht nach dem gestirnten Himmel"[67]) auf, die in der Folgezeit das treibende Element für sein Lernen auf eigene Faust blieb. Sie veranlaßte ihn, sich das weite Gebiet der Astronomie zum Arbeitsgebiet und zur Aufgabe zu stellen und unter schwierigsten Bedingungen auf meist selbst gefundenen Wegen zu bearbeiten.

---

[66]) Ratzel, Fr., „Wandertage eines Naturforschers", Lpzg. 1873/4, 2 Bd., „Städte- und Kulturbilder aus Nordamerika", Lpzg. 1876, 2 Bd., „Aus Mexiko", Breslau 1878.

[67]) Bürgel, H. Br., „Vom Arbeiter zum Astronomen", Bln. 1930 S. 21.

Ein kleines Reklambändchen über Astronomie gab ihm als junger Arbeiter den ersten Einblick in das weite Gebiet mit den zahlreichen Hilfswissenschaften, die er bis dahin nicht einmal dem Namen nach kannte. Um hinter die oft auftauchenden Fremdworte zu kommen lernte er das Reklambändchen „Fremdsprachliche Zitate" auswendig. Er arbeitete meist nach ermüdendem Tagewerk bis in die Nacht zu Hause, auf dem Wege von und zur Arbeit, in den Arbeitspausen, und lag „neben den Maschinen und grübelte und lernte". Und „all diese unermüdliche Kleinarbeit hat in den vielen Jahren ihre Früchte getragen. Aber wie oft vermißte ich den Mentor, der mir so leicht hätte weiter helfen können!"[68]) Bald machte er auch astronomische Beobachtungen mit einem kleinen, beim Trödler erstandenen Fernrohr und mit anderen selbstgebauten Instrumenten. Seine jahrelangen statistischen Aufzeichnungen über Sonnenflecken, Sternschnuppen, veränderliche Sterne und auch seine sonstigen Arbeiten legte er später einem Fachmann vor, und erfuhr leider, daß sie zwar richtig ausgeführt, aber sonst kaum von großem Wert seien.

Unsere parenthetischen Ausführungen zu Schliemann zeigen, wie von einer, meist in der Kindheit schon auftretenden starken Neigung autodidaktische Arbeitsvorgänge vorbereitet und mit dauernder Stoßkraft weitergetrieben werden. Der Anlaß für das Zustandekommen dieser Vorgänge liegt zwar für gewöhnlich in der ungünstigen Umwelt, die der drängenden Neigung keine adäquaten Leistungsgelegenheiten zu bieten vermag. Dadurch kommt es zu selbständigen Aufgabestellungen, zu einem Suchen nach Wegen und Arbeitsweisen, die in unseren Fällen auch zu Erfolg und zu entscheidenden Wendungen im Lebensgang führten.

---

[68]) Bürgel, H., Br., a. a. O. S. 55.

Franz Michael Felder

Quellen:

Um die autodidaktischen Vorgänge in Felders Leben einer Betrachtung unterziehen zu können, sind wir vor allem auf seine Selbstbiographie: „Aus meinem Leben", Wien 1904 angewiesen. Sie gibt vorwiegend eine innere Entwicklung Felders, die zum großen Teil unter Zugrundelegung von Tagebuchaufzeichnungen verfaßt wurde. Ohne übertreibende Schwärmerei, fast nüchtern und sachlich gibt sie das Bild eines aus der Enge und sozialen Dumpfheit eines kleinen Bergdörfleins herausstrebenden jungen Mannes. Leider bricht sie aber mit der Verheiratung Felders ab, sodaß man über die 1860 einsetzenden breiteren volkswirtschaftlichen und heimatkundlichen Studien kaum etwas in Erfahrung bringen kann.

Als zweite Quelle benutzen wir die Biographie von Hermann Sander: „Das Leben Felders, des Bauern, Dichters und Volksmannes aus dem Bregenzer Walde", Innsbruck, 1876, 2. Aufl. Sander benutzte für seine Darstellung außer der (damals noch ungedruckten) Selbstbiographie und zahlreicher mündlicher Mitteilungen auch noch einen größeren Briefwechsel zwischen Felder und einem gebildeten Schwager Moosbrugger. Leider sind die mitgeteilten Auszüge recht dürftig und lassen vor allem nur sehr wenig von dem autodidaktischen Arbeiten Felders nach 1860 erkennen.

Als Felder 1869, knapp 30 Jahre alt, starb, hatte er sich als Sozial- und Wirtschaftspolitiker in seiner engeren Heimat und auch als Heimatschriftsteller in weiteren Kreisen einen angesehenen Namen erworben. Er war als solcher ebenso vertraut mit den deutschen Klassikern, wie mit den Schriften großer sozial- und wirtschaftspolitischer Reformer des vorigen Jahrhunderts, etwa eines Schulze-Delitzsch, Riehl, Justus von Liebig, Henry Carey, Bastiat und Lassalle. Felder erarbeitete sich sein Wissen und Können in ausgedehnten autodidaktischen Studien, die wegen ihrer besonderen Eigenart hinsichtlich der treibenden Kräfte und Arbeitsweisen eine nähere Untersuchung lohnen. Zunächst sei aber noch eine kurze, orientierende Lebensskizze vorangestellt.

Geboren am 13. Mai 1839 in Schoppernau (Bregenzer Wald) als einziger Sohn eines kleinen Bergbauern, besuchte er die heimatliche Volksschule und war anschließend in der elterlichen Milchwirtschaft tätig, obwohl er den dringenden Wunsch hatte, zu studieren. Mit 21 Jahren heiratete er ein Bauernmädchen, das in ähnlicher Weise wie Felder auf eigene Faust eine beachtliche Bildung erlangt hatte. Von 1860—68 schrieb er einige größere Arbeiten u. a. „Sonderlinge", Leipzig 1867, 2 Bde.; „Reich und Arm", Leipzig 1868, Diese Arbeiten, vor allem aus seiner heimatlichen Umwelt geschöpft, fanden bei der Kritik der damaligen Zeit eine gute Aufnahme. Zu gleicher Zeit war er auch als Organisator und Kommunalpolitiker in seiner engeren Heimat eifrig tätig. Er gründete erstmalig genossenschaftliche Vereinigungen unter den Bauern: einen Käsehandlungsverein, eine Viehversicherungsgesellschaft, einen landwirtschaftlichen Zweigverein, plante u. a. die Errichtung einer Versuchsstation für Milchwirtschaft und sonstige Vereinigungen zur Hebung des heimatlichen Gewerbes. Auch ein Leseverein mit einer Volksbücherei verdankten ihm ihre Entstehung. Felder starb nach einem fruchtbaren, freilich auch viel angefeindeten Leben, am 26. April 1869.

Grundlegend erscheint bei Felder eine (im Vergleich mit seinen Landsleuten) überdurchschnittliche Begabung, die sich schon zeitig in einem großen Wissensdurst und Lesehunger offenbart. Was die Volksschule bietet, genügt ihm nicht (Christoph von Schmidts Bibel war Lern- und Lesebuch für sämtliche Schuljahre), und er entleiht bei Lehrer und Pfarrer Bücher: Genovefa, Schinderhannes, das Buch zum Totlachen, die dreihundertjährige Legende, ferner alte Kalender usw. Das Lob des Vaters und des Lehrers entzündet mächtig seinen Lerneifer und bald beginnt er auch „am Gelernten an und für sich eine Freude zu haben" und sich „davon innerlich bereichert zu fühlen"[1]).

Zu diesem Wissensdurst und Lesehunger kommt aber noch ein anderes Moment hinzu, dem wir die größte Bedeutung gerade für das Zustandekommen der im Anschluß an die Schulzeit einsetzenden autodidaktischen Arbeit beizumessen haben: Felders organische Minderwertigkeit. Seine körperliche Schwäche und die Augenkrankheit veranlassen die Eltern zu zarter Rücksichtnahme und lassen ihn unter den gleichaltrigen Kindern in eine Sonderstellung geraten, sodaß er frühzeitig als „Mädchenheld" gilt, weil er sich in deren Gesellschaft am besten unterhalten kann. Vom Schulbesuch

[1]) Felder, Fr. M., „Aus meinem Leben", Wien 1904, S. 57.

sollte er wegen seiner Schwäche zunächst zurückgestellt werden. Dies führte den zartfühlenden Knaben frühzeitig zu einer ungesunden Einkehr in sich selbst und zu unkindlichen Grübeleien.

Bemerkenswert für den Beginn von Felders Selbstbildungsarbeit nach der Schulentlassung war vor allem, daß er sich eine Zeitschrift „Illustrierter Dorfbabier", die in Leipzig wöchentlich herauskam, bestellte. Zufällig war er darauf gestoßen, und wenn auch die Zeitschrift vorwiegend humoristischen Inhalts war, so öffnete sie für Felder doch den Zugang zur weiten Welt und setzte ihn in Verbindung mit den bedeutsameren Ereignissen nach 1848. Bald lenkten empfehlende Hinweise in diesem Blatt seine Aufmerksamkeit auf die im selben Verlag erscheinende „Gartenlaube", die er im Sommer 1854 abonnierte. Obwohl es in Felders Heimat verpönt war, Zeitungen und Zeitschriften zu halten, veranlaßte er doch einige Freunde dazu und richtete einen regen Tauschverkehr mit ihnen ein. Im Anschluß an die Lektüre wurden abendliche Lese- und Diskussionsstunden abgehalten, die regen geistigen Austausch und Anstoß zu weiteren Arbeiten brachten.

Felder betrieb seine neben der Tagesarbeit laufende Lektüre mit solchem Eifer, daß er, um in der Nacht wachbleiben zu können gelegentlich Unschlitt aß, infolgedessen aber ernstlich erkrankte. Von dem zugezogenen Arzt entlieh er nacheinander Werke von Schiller, Klopstock, Wieland, Lessing, las besonders ausgiebig den „Messias", der ihm inhaltlich vertrauter war als die großenteils das antike Gedankengut voraussetzenden Dichtungen der übrigen. Am 1. Mai 1857 bestellte er sich selber die Klassiker, die der Verlag Cotta in Einzellieferungen herausbrachte, und verdiente das Geld dazu durch Schnitzen von Schindeln und Handeln mit Ziegenfallen. Er las seine Bücher gründlich, und habe, wie er bemerkt, „das bloße Dreinsehen und Herumschauen auch an anderen nie leiden können"[2]). Sonntags ging er, „statt zu den anderen ins Wirtshaus, mit einem Buch in ein stilles Wäldchen hinter dem Dorf"[3]).

So in die Welt der Klassiker hineinwachsend, geriet Felder in einen zunächst nur geistigen Gegensatz zu seiner Umwelt, wurde damit aber allmählich auf sein eigentliches Arbeitsfeld geführt. Im trauten Einzelgespräch merkte er, daß die Bauern nicht nur „Sinn für Erwerb und rohen Genuß"[4]), sondern auch für Ideale hatten. Aber in der Dorf-

---

Anmerkungen [2]) bis [7]): Felder, F. M., a. a. O. [2]) S. 255, [3]) S. 334, [4]) S. 263, [5]) S. 264, [6]) S. 265, [7]) S. 320.

öffentlichkeit unterwarfen sich alle der öffentlichen Meinung, die nicht der „Ausdruck aller einzelnen Meinungen, auch nicht ihrer Mehrzahl“[5]), sondern „ein uraltes Weib mit allen Vorurteilen ihrer Zeitgenossen und deren Vorfahren“[6]) ist. Der wollte Felder sich nicht beugen, nicht handeln „des lieben Scheines wegen“, nicht sein Gewissen vom „Beifall des Vorstehers und dem Zorn des Pfarrers“[7]) abhängig machen, wie es alle anderen taten. Wie Klopstock und Zimmermann wollte er von nun an offen seine Ansichten sagen, die er bislang seinem stillen Tagebuch anvertraute. Es gab einen Kampf auf „Leben und Tod“. Er stritt über Glaubenssachen, die Berechnung der Gemeindelasten, gegen „verkehrte Ansichten und verjährte Uebelstände“. Er mußte für „alle Angriffe bewaffnet sein“, wenn er sich unter die Leute wagte.

Im Zeichen dieser Kämpfe stand von nun an die gesamte autodidaktische Weiterbildung. Angeregt dadurch begann er, intensiv seine Umwelt auf ihre wirtschaftlichen und sozialen Grundlagen zu beobachten, und als er seine Ergebnisse zur Grundlage eines Dramas machen wollte, wozu ihn Schillers Räuber anregten, wurde daraus eine Abhandlung: „Warum kommt der Bregenzwälder in der Welt draußen so leicht auf Abwege?“ Damit gab er zugleich seine dichterischen Versuche auf. Er suchte seine Bestrebungen dadurch wirksamer zu machen, daß er jüngere Dorfgenossen, die seinen Ansichten Beifall zollten, in einen geselligen Club zusammenfaßte, der mit „vereinter Kraft dem verknöcherten Bauerntum mit seinen religiösen und gesellschaftlichen Vorurteilen Trotz und Hohn“[8]) bieten sollte. Das gelang auch in kurzer Zeit, und dieser Kreis war für Felder bis zu seinem Tode das eigentliche engere Arbeitsfeld. Von dieser Plattform aus wurde allmählich die Dorföffentlichkeit für seine Ideen erobert. Wie dieser Kampf sich in seinen Einzelheiten entwickelte, interessiert uns hier wenig. Leider bricht aber Felder seine Aufzeichnungen an dieser Stelle ab, sodaß wir von der nun einsetzenden wissenschaftlich orientierten Bearbeitung der brennenden Fragen fast nichts wissen. Nacheinander kaufte und studierte er in den folgenden Jahren (nach 1860) die Werke von damals bekannten Sozial- und Wirtschaftsreformern. Wie bemerkt, teilt auch der Biograph über diese Studien, die vermutlich in dem ausgedehnten Briefwechsel mit dem Schwager sichtbar werden, fast nichts Belangreiches mit. Nur eine Bemerkung bei Erwähnung des großen Brockhaus-Lexikons: „Hätte ich den vor 10 Jahren

---

[8]) Felder, a. a. O. S. 358.

gehabt!“[9]) mag verdeutlichen, wie wertvoll ein solches Werk für einen Autodidakten von Felders Umwelt sein kann. Seine praktische Tätigkeit in Aufklärungsversammlungen, Reden und Diskussionen, in der Gründung von gemeinnützigen Vereinen wurde bereits erwähnt. Daß er sich auch mit ausgedehnten historischen Studien seiner Heimat befaßte und 1864 bestrebt war, „die weichen Klänge Italiens sich anzueignen“[10]) sei ergänzend bemerkt. Die eingangs schon erwähnten größeren schriftstellerischen Arbeiten erwuchsen nach Inhalt und Form laut seiner eigenen Angabe gleichfalls seinen autodidaktischen Studien: den Klassikern (wo später Herder und Goethe entschieden im Vordergrunde standen), den Beobachtungen der gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse seiner Landsleute und den nach der Vermählung aufgenommenen heimatsprachlichen Studien und Sammlungen[11]).

Fassen wir rückblickend Felders autodidaktisches Bemühen zusammen, so sehen wir als treibende Kräfte vor allem seinen Wissensdurst, verbunden mit der nach Kompensation drängenden, ihm eine Sonderstellung aufzwingenden organischen Minderwertigkeit. Die an den Klassikern gewonnene Einsicht und Reifung führt zur Auseinandersetzung mit seiner Umwelt, die für sein Arbeiten zeitlebens charakteristisch bleibt, von der immer neue Impulse ausgehen, die schließlich auch zur wissenschaftlichen Befassung mit sozialen und wirtschaftlichen Fragen führt. Seine Arbeitsweise ist weitgehend davon bestimmt und auf das praktische Tagesbedürfnis hin orientiert. Damit kommt in Felders autodidaktisches Arbeiten eine gewisse Planmäßigkeit, die weitgehend durch das praktische Leben und seine Notwendigkeiten veranlaßt wird.

Parenthetische Fälle: Deubler, Rosegger, Petzold usw.

Das Beispiel des Bregenzer Waldbauern Franz Michael Felder steht nicht als ein seltener Einzelfall da, wir finden derartiges autodidaktisches Arbeiten nicht selten unter Menschen, die in ähnlicher Weise für ihre drängenden Neigungen und Interessen in ihrer Umwelt keine adäquaten Betätigungsgelegenheiten finden. Im folgenden werden wir zu dem ausgiebiger dargestellten und untersuchten Autodidaktentum Felders noch eine Reihe weiterer Beispiele, die im We-

---

[9]) Sander, H., „Das Leben Felders“, Innsbruck 1846, S. 128.

[10]) Sander, H., a. a. O. S. 130.

[11]) In einem Brief an den Literarhistoriker Hildebrand, bei Sander, a. a. O. S. 85 lesen wir: „Ich fing an, unsere Sprichwörter und Redensarten zu sammeln. Ich schrieb ein kleines Wörterbuch und staunte über den Reichtum unserer Mundart. . .“

sentlichen Uebereinstimmung oder doch große Aehnlichkeiten aufweisen, vor allem in Bezug auf Umwelt, selbständige Zielsetzung und führerloses Ausbilden von Arbeitsweisen, beifügen. Wir greifen aus der Fülle von Autodidakten vor allem drei Beispiele heraus, bei denen eine nähere Betrachtung wegen der vorliegenden autobiographischen Aeußerungen lohnt; Konrad Deubler, Peter Rosegger, Alfons Petzold.

Konrad Deubler (1814—1884)

Am stärksten ausgeprägt finden wir die Aehnlichkeit mit Felder bei dem österreichischen „Bauernphilosophen" Konrad Deubler. Auch er war, wie Felder, einziges Kind kleiner Bergbauern im Salzkammergut, zeigte früh einen ungewöhnlichen Lesehunger, und wuchs im Kampf mit einer überkonservativen Umwelt zu einem Popularisator monistisch-materialistischer Ideen mit ausgebreiteten Kenntnissen heran. Bei seinem Tode hinterließ er eine Bibliothek von etwa 1500 Bänden und wurde von fast allen damaligen monistisch-materialistisch eingestellten Schriftstellern und Forschern[12]) aufrichtig betrauert. Deubler hat sein umfangreiches Wissen, das er sich nach einer dürftigen Volksschulbildung erwarb, vor allem durch eine ausgedehnte Lektüre, häufige Reisen, und einen fleißigen Briefwechsel erworben, sodaß er mit Recht als ein ebenso origineller wie eigenwüchsiger Autodidakt angesehen werden kann.

Schon früh entlieh er vom Lehrer Reisebeschreibungen, die seine Wanderlust zur hellen Flamme auflodern ließen. Lesehunger und Wanderlust waren die beiden Motive, die sein ganzes weiteres Leben vorwiegend bestimmten, die als treibende Kräfte tätig waren bei der Wahl der Bücher und der Methode, sie zu lesen, bei dem Ziel der Reisen und der Art und Weise, sie auszuwerten. Auch schon bei der Berufswahl wirkten sie mit, er wählte das Müllerhandwerk: „da kannst du neben der Arbeit lesen, und wenn du ausgelernt hast, dachte ich, kannst du als Müllerjunge die Welt durchreisen"[13]).

Außer Reisebeschreibungen beschaffte sich Deubler vor allem Werke über die Natur und hier wiederum vorzüglich solche mit monistisch- materialistischer Einstellung.[14]).

---

[12]) Seit etwa 1841 stand Deubler in regem brieflichen Austausch, z. T. auch in freundschaftlichem Verkehr mit Karl Vogt, Ludwig Feuerbach, Ludwig Büchner, Ernst Häckel, Eugen Düring; auch mit Dichtern und Schriftstellern: Paul Heyse, Peter Rosegger, Ludwig Anzengruber, E. v. Bauernfeld, Christian Radenhausen u. a. s. Dodel-Port, Arnold „Konrad Deubler", 2 Bde., Lpzg. 1886. Bd. 2 enthält eine Auswahl von Deublers ausgedehntem Briefwechsel.

[13]) Dodel-Port, a. a. O. Bd. 1, S. 24.

[14]) Etwa: Paine „Zeitalter der Vernunft", Roßmäßler, „Der Mensch im Spiegel der Natur", Botte, „Astronom. Betrachtg." Ferner: Zschokke, Sintenis, Feuerbach, Häckel, Büchner, Moleschott u. a. m.

Allerdings fanden sich in seiner Bibliothek auch die Klassiker. Schon als Fünfzehnjähriger pflegte er Auszüge aus Büchern in ein eigenes Heft zu notieren, machte in seinen Büchern reichlich Randglossen sowie am Schluß zusammenfassende Uebersichten und Kritiken. Zur Verbreitung seiner gewonnenen Einsichten gründete er Lesezirkel und pflegte besonders als Gastwirt das anregende Einzelgespräch.

Obwohl das Reisen in damaliger Zeit mit erheblichen Schwierigkeiten verbunden war, war er schon 1835 in Wien, 1840 in Oberitalien, 1843 in Dresden und in der Folgezeit wiederholt in Deutschland und in der Schweiz. Auf den Reisen schrieb er Tagebuch und man staunt, wie der einfache Müllerbursche etwa auf der Wiener Reise den Wechsel der Landschaft, der Menschen, der Sitten und Gebräuche beobachtet, wie er Theater, Kirchen, Museen und anderes beurteilt. Stunden am Hafen von Venedig regen seine Fantasie zu schwärmerischen Wunschträumen und Bildern an über fremde Länder und Völker, über die Unendlichkeit des Meeres und die Weite des Weltalls. Dabei übersieht er nicht das soziale Elend in Venedig, bemerkt das schlechte Straßenpflaster. Auf anderen Reisen wird er in politische Tagesgespräche verwickelt und schreibt seine Ansichten zur Zensur, Preßfreiheit, Konstitution, Gerichtsbarkeit usw. nieder. Mit der Zeit bildet er eine eigene fruchtbare Reisetechnik aus, die an seinen Tagebüchern deutlich erkennbar ist und zeigt, welch reiche Fundgrube für Deubler das Reisen war.

Deubler kam auf Grund seiner drängenden Neigungen zu selbständigen autodidaktischen Zielsetzungen und Arbeitsweisen, die freilich großenteils durch seine Umwelt bedingt waren, aber auch mit Deutlichkeit dartun, was bei dauerndem Fleiß und Ausnutzung von Bildungsgelegenheiten, etwa des Reisens, zu erreichen ist.

Peter Rosegger (1843—1918)

In einem gewissen Gegensatz zu Deublers fast nur rezeptiven Selbstbildungsbestrebungen steht die schon früh produktiv sich auswirkende Selbstbildungsarbeit bei Peter Rosegger. Seine Jugendumwelt ist wenig verschieden von der Felders und Deublers. Auch hier ist es ein kleiner Bergbauernhof, der außer gesunden Lebensbedingungen und harter Arbeit nicht viel zu bieten hat. Der Vater, des Lesens und Schreibens unkundig, wollte aus seinem ältesten Sohn nach einer äußerst dürftigen Schulbildung einen Bauern machen. Dazu war Rosegger aber zu schwach, und er wurde deshalb mit 17 Jahren einem von Hof zu Hof wandernden Schneider in die Lehre gegeben. 1865 kam er nach Graz, wo sich vermögende Gönner seiner annahmen und ihm zu einer gewissen Anleitung und Förderung an der Grazer „Handelsakademie“ verhalfen.

Grundlegend war bei Rosegger ein ganz ungewöhnlicher Lesehunger, der die Eltern fast zur Verzweiflung brachte . . . Nachdem er alle im Elternhause verfügbaren Kalender, Unterhaltungs- und

Erbauungsbücher verschlungen hatte, wußte er sich bei Nachbarn, Freunden und Bekannten neuen Lesestoff zu verschaffen. Ohne Plan und Ordnung wandte er sein Interesse allem Gedruckten zu: „Geschichtenbücher . . ., Schillers Gedichte, Gellerts Fabeln, alte Volkskalender . . . Reisebeschreibungen, Gedichte, Anleitungen zum Hopfenbau, den Till Eulenspiegel, Inserate, Türkeneinfälle, Evangelienauslegungen, Modeschilderungen, Kaiser Joseph - Anekdoten, Düngerbehandlung — alles durcheinander“[15]). Er war auch schon früh bestrebt selber Geschichten zu erfinden, von alten Holzknechten und Kräuterweibern solche zu erfahren, die er sammelte und später literarisch auswertete. Besonders in der Lehrzeit bei dem wandernden Schneider gewann er starken Kontakt mit dem Volksleben seiner Heimat und es entstanden hier seine Erstlingsarbeiten, die zur Entdeckung und Uebersiedlung nach Graz führten.

Trotz der ausgedehnten Lektüre und des später in Graz betriebenen, systematisch geleiteten Buchstudiums betont Rosegger wiederholt, daß ihn Bücher und Bücherstudium nur sehr wenig gefördert hätten[16]). Dagegen wirkte der lebendige Austausch und das unmittelbare Erlebnis sehr stark anregend auf ihn ein, und daß hier seine Hauptwissensquelle war, hat er einmal in anschaulicher Weise beschrieben: „Als Hirte auf der Weide“ habe er Zoologie gelernt, „als Ackerbauer und Hauer Mineralogie, als Heuer und Holzknecht Botanik, Geographie habe ich auf Reisen, Geschichte aus den aufeinanderfolgenden Ereignissen in ihren Ursachen und Wirkungen, Volkskunde als wandernder Bursche gelernt“[17]). Eigentümlich ist, daß der anfangs so starke Lesehunger bei Rosegger später in eine starke Skepsis gegen Buchwissen umschlug. Obwohl Rosegger den „Mangel eines geordneten Wissens oft schwer empfunden hat“, war er doch stolz darauf, eine „harte Schule“ durchgemacht, eine „strenge Prüfung zur Not bestanden zu haben — die des Lebens“[18]).

Bei Rosegger ist das autodidaktische Lernen sehr stark von einer produktiven Tendenz beherrscht, die auf dem ererbten Erzählertalent fußt. Dadurch gewinnen seine Zielsetzungen und selbständigen Arbeitsweisen einen besonderen Charakter. Für uns sind indes vorwiegend die rezeptiven Momente belangvoll, da sich das produktive Schaffen eben großenteils in einer unkontrollierbaren Ebene abspielt.

---

[15]) Rosegger, P., „Mein Weltleben“, Lpzg. 1913. Bd. 1 S. 153/4. Rosegger hat seine Jugend oftmals dichterisch ausgewertet. Besonders in dem Roman „Waldheimat“ spricht er von seinem maßlosen Lesehunger. Hauptquelle und zugleich Kontrolle bildet indes das autobiographische Bekenntniswerk „Mein Weltleben“, dem wir unsere Kenntnisse über sein autodidaktisches Arbeiten verdanken.

[16]) Rosegger, a. a. O. Bd. 2, S. 13, 251, 256 u. a. m.

[17]) Rosegger, a. a. O. Bd. 2, S. 255.

[18]) Kappstein, Th., „Peter Rosegger“, Stuttgart, 1904, S. 332.

Alfons Petzold (1882—1923)

Eine gänzlich anders geartete Jugendumwelt finden wir bei dem österreichischen Dichter und Schriftsteller Petzold, der im Vorkriegs-Wien um die Jahrhundertwende in schwerem autodidaktischen Ringen zu einem bedeutendem Dichter heranwuchs. Für Petzold waren die reichen Möglichkeiten autodidaktischer Bildung der Großstadt durch den Tod des Vaters fast vollkommen abgeschnitten, der ihm und seiner Mutter den Kampf um die nackte Existenz aufzwang. Der jagte ihn durch ungezählte Arbeitsgelegenheiten als Dreher, Spengler, Gießer, Metallschleifer, Drechsler, Tischler, Bäcker, Schuster, kaufmännischer Angestellter, Hilfsarbeiter und Laufbursche, aber überall verfolgte ihn das „wie zum Hexenspruch gewordene" Urteil: „Der Bub ist zu schwach"[19])

Schon in der Schulzeit war seine körperliche Schwäche Grund genug, ihn von den Turnstunden zu dispensieren, was seinem starken Lesebedürfnis sehr zustatten kam. Auch die sorgsame Mutter sah ihn am liebsten still mit einem Buch in einer Ecke sitzen, während der Vater, seinem hemmungslosen Lesehunger starken Widerstand entgegen setzte, da er aus ihm einen Ingenieur machen wollte.

Nach einem anfangs planlosen Lesen von Indianergeschichten, Reisebeschreibungen usw. kam er durch einen Opernbesuch auf die Klassiker, die fortan im Vordergrund standen. In den harten Jahren seines Existenzkampfes nach der Schulentlassung waren sie seine „einzige Erholung und Freude", und ihre Lektüre hob seinen Geist „aus dem von Not und Plage ummauerten Alltag und führte ihn an Hand der Dichtung in die Gefilde fremder Phantasie, in denen Schicksale und Erlebnisse anderer Menschen und Dinge in ihrer Größe und Kleinheit an ihn herantraten und ihn sein eigenes karges Leben vergessen ließen"[20]).

Petzolds Weg führte durch das tiefe Elend monatelanger Arbeitslosigkeit und großstädtischer Unterwelt. Aber immer trug er Goethes „Faust" und Heines „Buch der Lieder" mit sich. „Es war mir Trost und Befriedigung, daß mein abgehetzter Geist noch immer auf den Klang und den Inhalt der herrlichen Verse reagierte"[21]). Dieser gesunde Kern in Petzolds Wesen trieb ihn auch in die Settlements, wo er „Witterung von Dingen bekam, die über uns hinausliegen" und „Einschau ins Märchenreich der Musik und Farbe"[22]). In dieser Zeit tauchte wieder jener Gestaltungsdrang auf, der in den Kind-

---

[19]) Petzold, A., „Aus dem Leben und der Werkstätte eines Werdenden", Wien 1913, S. 38.

[20]) Petzold, A., a. a. O. S. 44.

[21]) Petzold, A., „Das rauhe Leben", Graz 1932, S. 276.

[22]) Petzold, A., „Aus dem Leben und der Werkstätte eines Werdenden", Wien 1913, S. 63/4.

heitstagen mit „Märchen und selbstersonnenen Geschichten“ die, „Schulkameraden und Eltern unterhielt und auch quälte“,[23]) und nachdem er vergebens versucht hatte, durch das Studium einer Verslehre die spröde Sprache zu meistern, schrieb er die Gedichte so nieder, wie sie in ihm „aufklangen“[24]). Bei der Rezitation solcher, meist sozialer Dichtungen, wurde Petzold schließlich entdeckt, und man verhalf ihm zu einer besseren wirtschaftlichen Situation.

Petzolds Autodidaktentum ist vor allem gekennzeichnet und zugleich stark belastet durch die großstädtische Umwelt, die seinen Selbstbildungswillen auf stärkste Proben stellt. Aber der erweist sich stärker als alle die niederdrückenden Hindernisse, die sich in den Weg stellen. Wie in den bereits oben angeführten Fällen autodidaktischen Strebens steht auch bei Petzold neben einem ausgebreiteten Buchstudium das Lernen aus dem flutenden Leben der Umwelt, das dem aufgeschlossenen Lernenden eine Fülle von Wissen und Einsichten zu vermitteln weiß.

Wie Rosegger und Petzold, so machten auch eine Reihe heute noch lebender, autodidaktisch gewordener Schriftsteller und Dichter[25]) ihren Entwicklungsgang zum Gegenstand autobiographischer Arbeiten. Sie schildern die Mühen, mit denen sie zu einem meist erklecklichen Maß von Wissen und Können, zur Ausbildung ihres Naturtalents kamen.

Bei der Benutzung derartiger autobiographischer Aeußerungen sind wir uns bewußt, in welchem Umfange gelegentlich dabei wirklich Erlebtes und Erfahrenes mit dichterischer Phantasie ausgeweitet und auch umgewandelt sein kann. Aber wir finden bei sorgsamer Prüfung darin doch so viel für unsere Fragestellung Beachtliches, was sich zum Teil auch am Lebensgang der behandelten Autoren nachprüfen läßt, daß auf eine wenigstens kurze Behandlung nicht verzichtet werden darf.

Was zunächst die Herkunft betrifft, so stammen alle aus kleinen Arbeiter- oder Handwerkerkreisen, die weder Interesse noch die Mittel hatten, ihren Söhnen die Möglichkeit zu höherer Bildung zu geben. Nach einer mäßigen Volksschulbildung wurde ihnen ein bestimmter Beruf meist zudiktiert. So sollte Schaffner Schuhmacher, Lersch Kesselschmied, Graf Bäcker, Bröger Kaufmann, Scheffler Anstreicher werden. Diese neue Situation, in der fast alle längere Zeit aushielten, war wenig geeignet, Raum zu bieten für höhere Bildungsmöglichkeiten. Und doch spürte ein jeder von ihnen bald, daß der zugewiesene Beruf ihren tieferen Neigungen und Inter-

---

[23]) Petzold, A., a. a. O. S. 7.

[24]) Petzold, A., a. a. O. S. 57.

[25]) Wir berücksichtigen hier vor allem Jakob Schaffner (geb. 1875), Heinrich Lersch (geb. 1889), Oskar Maria Graf (geb. 1894), Karl Bröger (geb. 1886), und Karl Scheffler (geb 1869).

essen, die sich meist schon in der Volksschulzeit in irgendeiner Weise zeigten, kein adäquates Betätigungsfeld bieten konnte. So entstand ein Unbehagen, Unzufriedenheit und zugleich ein Suchen nach befriedigenden Betätigungsmöglichkeiten[26]). Dieses Unbehagen drängte in unseren Fällen meist zu einem gesteigerten Lesen von Werken verschiedensten Inhalts, wobei sich aber in fast allen Fällen schon sehr bald eine entscheidende Bevorzugung der Klassiker bemerkbar machte. Es zeigen sich hier also die treibenden Kräfte, meist literarische Neigungen und Interessen, die zunächst durchaus nicht klar und bewußt gesehen und erlebt werden, sondern wie ein dunkler Drang den einzelnen langsam vorwärtsschieben. Oft geht es durch verschiedene Stationen: Graf will eine zeitlang ernstlich Tierarzt werden, nachdem er eingesehen, daß er es als Erfinder zu nichts bringen könne[27]). Schaffner und Scheffler glauben sich zum Schauspieler geeignet, lassen sich prüfen und fallen durch.

Interessant und aufschlußreich ist für uns besonders die Art und und Weise, in der unter dem Druck der Interessen und Neigungen selbständige Zielsetzungen und deren Verwirklichung auf selbstgefundenen Wegen und in selbst erprobten Arbeitsweisen verwirklicht werden. Schaffner geht noch vor Abschluß seiner Lehrlingszeit auf Wanderschaft und durchzieht fast 6 Jahre lang Deutschland, Holland, Belgien und Frankreich. Was er in diesen Jahren alles erlebte und lernte, davon gewinnt man ein Bild in seinen autobiographischen Arbeiten[28]), mit denen er sich später in die Literatur einführte. In ähnlicher Weise arbeitet Heinrich Lersch auf seinen Wanderfahrten, die ihm besonders ein Wissen um die sozialen Zustände in den Industriegebieten vermitteln[29]). Scheffler wußte sich neben seinen kleinen Obliegenheiten als Anstreicherlehrling immer noch Zeit zu erzwingen, ausgedehnte Lektüre zu treiben, und sich auch zeichnerisch und musikalisch weiter zu bilden[30]). Graf und Bröger[31]) trieben lange

---

[26]) Erich Thier weist auf diesen Punkt hin, der sich besonders viel in Arbeiterkreisen findet und zum Anstoß für autodidaktisches Bemühen wird. Er betont, daß solche „Außenseiter" sich nicht sofort ein bestimmtes Ziel setzen, sondern in einem dunklen, neigungsmäßigen Drange vorwärtstasten. Nach Thier scheitern die meisten an den Schwierigkeiten des externen Abiturs. „Einige Bemerkungen zum Problem des Autodidakten in dieser Zeit", Pädagogisches Zentralblatt 1928, S. 459 ff.

[27]) Graf, O. M., „Wir sind Gefangene", München 1927, S. 19 ff.

[28]) Vor allem sind hier zu nennen:
Schaffner, Jakob: „Johannes" Stuttgart 1922, 2 Bde.
Schaffner, Jakob: „Irrfahrten" Stuttgart 1905
Schaffner, Jakob: „Konrad Pilater" Berlin 1930

[29]) Lersch, Heinrich: „Hammerschläge" Hannover 1930.

[30]) Scheffler, Karl: „Der junge Tobias" Leipzig 1927.

Zeit entwurzelt durch verschiedenartigste Situationen, die zum Teil vom Weltkrieg und den anschließenden Umwälzungen stark bedingt waren. Monate ernster Arbeit wechselten mit Zeiten unruhigen Umherschweifens bis nach Durchlaufung einer Reihe von Entwicklungsstadien ein Arbeitsfeld gefunden war, das den Interessen und Neigungen entsprach.

Es leuchtet ein, daß gerade für Menschen niederer sozialer Schichten im Autodidaktentum eine freilich schwierige, aber mögliche Aufstiegsgelegenheit geboten ist, der vielleicht gerade in unserer Zeit der tiefen sozialen Umschichtungen und Umwälzungen eine nicht zu unterschätzende Bedeutung beizumessen ist.

---

[31]) Bröger, Karl: „Der Held im Schatten" Jena 1923.

Literaturverzeichnis

Bröger, Karl: „Der Held im Schatten", Jena 1923.
Brückner, Alfred: „Heinrich Schliemanns Selbstbiographie", Leipzig 1931.
Bulle, Heinrich: „Handbuch der Archäologie", München 1913, Bd. I.
Bürgel, H. Bruno: „Vom Arbeiter zum Astronomen", Berlin 1930.
Cohn Margarete: „Franz Krüger", Diss. Breslau 1909.
Dodel-Port, Arnold: „Konrad Deubler", Leipzig 1886, 2 Bde.
Dörpfeld, Wilhelm: „Troja und Ilion", Athen 1902, 2 Bde.
Felder, Franz Michael: „Aus meinem Leben", Wien 1904.
Fernow, Karl Ludwig: „Leben des Künstlers Asmus Jakob Carstens", Leipzig 1806.
Fernow-Riegel: „Carstens Leben und Werk", Hannover 1867.
Graf, Oskar Maria: „Wir sind Gefangene", München 1927.
Hassert, Kurt: „Friedrich Ratzel", Geographische Zeitschrift 1905, S. 304 ff. u. S. 361 ff.
Heine, Albrecht Friedrich: „Asmus Jakob Carstens und die Entwicklung des Figurenbildes", Straßburg 1928.
Kappstein, Theodor: „Peter Rosegger", Stuttgart 1904.
Kerschensteiner, Georg: „Die Entwicklung der zeichnerischen Begabung", München 1905.
Knackfuß, H. v.: „Adolph von Menzel", Bielefeld 1895.
Lairesse, Gerhard de: „Großes Mahlerbuch", Nürnberg 1728/30, 2 Bde.
Lersch, Heinrich: „Hammerschläge", Hannover 1930.
Ludwig, Emil: „Schliemann, Geschichte eines Goldsuchers", Berlin 1932.
Matschoss, C.: „Werner von Siemens, Lebensbild und Briefe", Berlin 1916, 2 Bde.
Michaelis, Adolf: „Ein Jahrhundert Kunstarchäologischer Entdeckungen", Leipzig 1908.
Pecht, Friedrich: „Deutsche Künstler des 19. Jahrhunderts", Nördlingen 1879, 2. Bd.
Petzold, Alfons: „Aus dem Leben und der Werkstätte eines Werdenden", Wien 1913.
Petzold, Alfons: „Das rauhe Leben", Graz 1932.
Ratzel, Friedrich: „Glücksinseln und Träume", Leipzig 1905.
Ratzel, Friedrich: „Wandertage eines Naturforschers", Leipzig 1873/74, 2 Bde.
Ratzel, Friedrich: „Städte- und Kulturbilder aus Nordamerika", Leipzig 1876, 2 Bde.

Ratzel, Friedrich: „Aus Mexiko“, Breslau 1878.
Rosegger, Peter: „Mein Weltleben“, Leipzig 1913, 2 Bde.
Rosenberg, A.: „Franz Defregger“, Leipzig 1900.
Sach, August: „Asmus Jakob Carstens Jugend- und Lehrjahre“, Halle 1881.
Sander, Hermann: „Das Leben Felders“, Innsbruck 1876.
Schaffner, Jakob: „Konrad Pilater“, Berlin 1930.
Scheffler, Karl: „Der junge Tobias“, Leipzig 1927.
Schliemann, Heinrich: „La Chine et le Japon“, Paris 1867.
Schliemann, Heinrich: „Ithaka, der Peloponnes und Troja“, Leipzig 1869.
Schliemann, Heinrich: „Trojanische Alterthümer“, Leipzig 1874.
Schliemann, Heinrich: „Mykenae“, Leipzig 1878.
Schliemann, Heinrich: „Ilios“, Leipzig 1881.
Schuchardt, R.: „Schliemanns Ausgrabungen“, Leipzig 1890.
Siemens, Werner v.: „Lebenserinnerungen“, Berlin 1892.
Siemens, H. W.: „Ueber das Erfindergeschlecht der Siemens“, Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie, 1916/17, Heft 2.
Strunk, J. M.: „Wilhelm Achtermann“, Vechta 1931.
Thieme-Becker: „Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler“, Leipzig.
Thier, Erich: „Einige Bemerkungen zum Problem des Autodidakten in dieser Zeit“, Päd. Zentralblatt, 1928, S. 459 ff.
Tschudi, Hugo v.: „Aus Menzels jungen Jahren“, Berlin 1906.
Uhde-Bernays, H.: „Carl Spitzweg“, München 1914.
Webb, Daniel: „Untersuchung des Schönen in der Mahlerey“, Zürich 1766.
Wulff, Oskar: „Die Kunst des Kindes“, Stuttgart 1927.
Wurzbach, Alfr. v.: „Niederländisches Künstler-Lexikon“, Wien 1910, Bd. 2.

Lebenslauf

Am 26. November 1903 wurde ich, Peter Abels, als Sohn des Kaufmanns L. Abels zu St. Tönis b. Krefeld geboren. Ich besuchte bis 1917 die heimatliche Volksschule, absolvierte dann ein humanistisches Privatgymnasium in Vallendar a. Rh. Von 1924—1928 studierte ich Philosophie und Theologie an der phil.-theologischen Hochschule in Limburg a. d. L. Im Jahre 1929 war ich mehrere Monate im Verwaltungsdienst der Stadt Krefeld informatorisch beschäftigt. Im Herbst desselben Jahres bestand ich als Externer die Reifeprüfung am humanistischen Gymnasium in Euskirchen. Zum Wintersemester 1929/30 ging ich zur Universität Berlin. Hier hörte und arbeitete ich bis zum Frühjahr 1931 vor allem bei den Herren Professoren E. Spranger, H. Maier, E. Dovifat, Groethuysen, Hoetzsch, Stählin und Schmitt. Vom Sommersemester 1931 ab studierte ich an der Universität Münster i. W., besuchte vorwiegend Vorlesungen und Seminare der Herren Professoren W. Kabitz, P. Wust, A. Eitel, Voigt und war mit der Anfertigung meiner Dissertation beschäftigt. Die mündliche Doktorprüfung bestand ich am 17. März 1933.

Meinen verehrten Lehrern, besonders Herrn Prof. Dr. Kabitz, sei auch an dieser Stelle für mannigfache und reiche Förderung aufrichtig Dank gesagt.